

Barbara Kingsolver

Demon Copperhead

Roman

Aus dem Englischen
von Dirk van Gunsteren

dtv

Die Arbeit des Übersetzers am vorliegenden Text wurde vom
Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



Die amerikanische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Demon Copperhead bei Harper Collins in New York.

© 2022 by Barbara Kingsolver. All rights reserved.

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2024 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Gesetzt aus der Garamond

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28396-0

Für die Überlebenden

Es ist vergeblich, sich an die Vergangenheit
zu erinnern, wenn sie nicht einen gewissen Einfluss
auf die Gegenwart ausübt.

Charles Dickens, *David Copperfield*

Erst mal musste ichs schaffen, auf die Welt zu kommen. Eine ordentliche Menge Leute war dabei und hat zugehört, und das immerhin mussten sie mir lassen: Bei dieser Sache hatte ich den härtesten Job, denn meine Mutter war, sagen wir einfach, nicht ganz da.

An jedem anderen Tag hätte man sie draußen auf der Veranda ihres Trailers gesehen. Gute Nachbarn geben aufeinander acht und stochern in fremden Angelegenheiten rum, wie es ihnen gerade gefällt. Den ganzen nach Hunderachen stinkenden Spätsommer und Herbst konnte man sie, wenn man den Berg raufschaute, da oben stehen sehen, eine kleine Wasserstoffblondine, die ihre Pall Malls rauchte und sich auf das Verandageländer stützte, als wäre sie die Kapitänin von dem Schiff da oben und jetzt der Moment, wo es untergeht. Wir reden hier von einer Achtzehnjährigen, mutterseelenallein und so schwanger wie nur was. An dem Tag, an dem sie sich nicht blicken ließ, war es dann Nance Peggot, die an die Tür hämmerte, reinwalzte und sie bewusstlos auf dem Badezimmerboden fand, wo ihr Junkzeug rumlag und ich schon dabei war rauszukommen. Eine glitschige fischbleiche Geisel, die sich über die dreckigen Vinylfliesen windet und schiebt, denn ich bin noch immer in dem Sack, in dem die Babys schwimmen, vor dem echten Leben.

Mr Peggot saß draußen in seinem Pick-up. Sie wollten gerade zum Abendgottesdienst, und er fragte sich wahrscheinlich, wie viel Zeit er in seinem Leben schon damit verbracht hatte, auf Frauen zu warten. Wahrscheinlich hatte Mrs Peggot ihm gesagt, das Jesulein kann sich ja wohl noch kurz gedulden, sie muss erst nachsehen, ob die schwangere Kleine mal wieder betrunken ist. Mrs Peggot ist eine Frau, die nicht lang rumredet, und zur Not sagt sie auch zu Jesus Christus, er soll sich jetzt mal schön brav hinsetzen und die Klappe halten. Sie kam wieder raus und rief Mr Peggot zu, er soll den Rettungswagen rufen, denn im Badezimmer ist ein kleines Baby, das versucht, sich aus einem Sack freizukämpfen.

Wie ein kleiner blauer Preisboxer. Das sind die Worte, mit denen sie mich später beschrieb. Sie hatte überhaupt keine Hemmungen, sich über den schlimmsten Tag im Leben meiner Mom auszulassen. Und wenn ich für die ersten Leute, die mich zu Gesicht kriegten, so rüberkam – bitte. Für mich heißt das, ich hatte zumindest eine Chance. Keine große, ich weiß. Wenn die Mutter in ihrer Pisse liegt, rechts und links nichts als Pillenfläschchen, und man dem Kind, das sie rausgepresst hat, auf den Hintern patscht, damit es ein bisschen lebendiger wird, dann siehts für den kleinen Bastard nicht gut aus. Das Kind einer Junkiebraut ist ein Junkie. Es wird erwachsen werden und all das sein, von dem man nichts wissen will: der Bursche mit den fauligen Zähnen und den Todeszonenaugen, wegen dem man die Garage abschließen muss, damit das Werkzeug keine Beine kriegt, und der in einem Motel weitab von landschaftlich reizvollen Strecken haust, wo die Miete wöchentlich fällig ist. Wenn er was Schöneres hätte haben wollen, hätte er sich lieber irgendeine reiche, intelligente

oder christliche, nicht-süchtige Mutter aussuchen sollen. Jeder weiß, dass alle, die in diese Welt geboren werden, von Anfang an gezeichnet sind – Gewinner wie Verlierer.

Aber ich hatte schon immer eine Schwäche für Superheldengeschichten. War diese Branche in unserem Trailer-Universum überhaupt vertreten? Oder hatten alle Superhelden die Provinz aufgegeben und sich auf die Suche nach größerer Action gemacht? Retten oder gerettet werden, das ist die Frage. Aber glaubt bloß nicht, es ist vorbei, bevor die letzte Seite umgeblättert ist.

Das alles war an einem Mittwoch, der ja angeblich der schlechte Tag ist – Mittwochskind nur Kummer findet und so weiter. Und obendrein steckte ich ja noch in dem Ziplockbeutel. Aber: Laut Mrs Peggot hat es auch ein Gutes, in diesem Sack zur Welt zu kommen. Es ist ein Versprechen von Gott, dass man nie ertrinken wird. Und zwar ganz konkret. Man kann noch immer eine Überdosis erwischen oder vom Lenkrad eingeklemmt auf dem Fahrersitz gegrillt werden oder sich das Hirn aus dem Kopf blasen. Aber der eine Ort, wo man nicht seinen letzten Atemzug tun wird, ist unter Wasser. Danke, Jesus.

Ich weiß nicht, ob es damit zusammenhängt, aber das Meer hat mich schon immer fasziniert. Andere Kinder können einem die Marken und Modelle aller möglichen Dinosaurier oder so aufzählen, aber bei mir waren es Wale und Haie. Sogar heute noch denke ich mehr als normal an Wasser. Wie es ist, sich darin treiben zu lassen, an die Farbe Blau und dass dieses Blau für die Fische die ganze Welt ist. Luft und Lärm und Menschen und unser unheimlich wichtiger hektischer Quatsch sind für sie bloß ein kleines Ärgernis, wenn überhaupt.

Ich habe das echte Meer noch nie gesehen, nur Fotos und den hypnotisierenden Bildschirmschoner mit sich auftürmenden und brechenden Wellen auf einem Computer in der Bücherei. Was weiß ich also schon vom Meer, wo ich doch noch immer nicht auf seinem sandigen Bart gestanden und ihm ins Auge gesehen habe? Ich warte noch immer darauf, das eine große Ding zu sehen, von dem ich weiß, dass es mich nicht bei lebendigem Leib verschlingen wird.

Mitten im Herzen von Lee County, zwischen dem Bergarbeiternest Ruelynn und einer Siedlung, die alle Right Poor nannten, am höchsten Punkt einer Straße, die zwischen zwei steilen Bergen hindurchführte, stand unser Einzeltrailer. In den Wäldern da oben hab ich mehr Stunden verbracht, als man zählen kann, zusammen mit einem Jungen namens Maggot: Wir sind im Bach herumgewatet, haben große Steine bewegt und hatten Superkräfte. Ich hatte mehrere Figuren zur Auswahl, fand aber Marvel-Helden eindeutig besser als die von DC. Am liebsten war ich Wolverine. Während Maggot sich meistens für Storm entschied, das ist ein Mädchen. (Ausgezeichnete Kräfte und außerdem Mutantin, aber trotzdem.) Maggot war die Abkürzung für Matt Peggot, offensichtlich verwandt mit der schreienden Lady bei meiner Geburtstagsparty, seiner Großmutter. Wegen ihr waren Maggot und ich für eine Weile zwei wilde Nachbarsjungs, aber erst musste er mit etwas Vorsprung geboren und dann bei ihr geparkt werden, während seine Mom einen langen Urlaub im Frauenknast in Goochland machte. Wir haben hier Stoff genug, um mehr als bloß ein einziges junges Leben an die Wand zu fahren, aber wir sind ja auch noch längst nicht fertig.

Die Gegend, wo wir wohnten, war berühmt dafür, dass es da massenhaft Copperheads gab, diese Giftschlangen mit der kupferroten Zeichnung. Die Leute denken, sie wissen viel. Ich weiß nur: In all den Jahren, in denen wir auf den Felsen herumgeklettert sind, an allen möglichen Stellen, wo Schlangen gern in der Sonne liegen, haben wir nie eine Copperhead zu sehen gekriegt. Andere Schlangen schon, und das nicht zu knapp. Aber es gibt solche und solche. Ziemlich häufig zum Beispiel ist eine gefleckte, die man Water Devil nennt und die schnell sauer wird und zubeißt, wenn man nicht aufpasst, aber das ist dann nicht mal so schlimm wie ein Hundebiss oder ein Bienenstich. Wenn so eine Wasserschlange einen beißt, schreit man alle Flüche, die man in seinem kleinen Gehirnkasten gespeichert hat, und dann wischt man das Blut ab, nimmt seinen Stock und ist wieder ein Adaptoid, der auf den bemoosten Baumstumpf des Bösen eindrischt. Aber sollte dich eine Copperhead erwischen, dann ist es das Ende deiner Pläne für den Tag und vielleicht auch das von deiner Hand oder deinem Fuß, Punkt. Es lohnt sich also, genau hinzuschauen.

Wenn man das tut, lernt man Unterschiede. Jeder kann einen Schäferhund von einem Beagle oder einen Whopper von einem Big Mac unterscheiden. Soll heißen: Bei Hunden oder Burgern sieht man genau hin, aber eine Schlange ist bloß eine Scheißschlange. Bei uns da oben gäbs Massen von Copperheads, sagten die Kassiererinnen im Supermarkt, wenn sie unsere Adresse auf dem Umschlag mit Moms Lebensmittelgutscheinen sahen. Sagte auch die Schulbusfahrerin jeden Tag und ließ die Tür hinter mir zuklappen, als würden die Biester gleich ihre spitzen Schlangenköpfe reinschieben. Die Leute glauben

wahnsinnig gern an Gefahr, solange sie anderen droht und sie selbst einem alles Gute wünschen können.

Ich brauchte Jahre, um hinter diese Sache mit den guten Wünschen zu kommen, und dabei ging es nicht nur um Schlangen. Eine von Moms schlechten Entscheidungen – so nannten sie das in der Reha, und glaubt mir, ihr Leben war voller schlechter Entscheidungen – war ein Typ namens Copperhead. Angeblich hatte er die dunkle Haut und die hellgrünen Augen der Melungeons, die von Weißen, Schwarzen und Indianern abstammen, dazu rotes Haar, das einem ins Auge sprang. Es war lang und schimmerte wie ein Penny, sagte meine Mom, die es offenbar schwer erwischt hatte. Ein Schlangentattoo wand sich um seinen rechten Arm, wo er zweimal gebissen worden war: das erste Mal als Junge in der Kirche, als er den mit Schlangen hantierenden Männern der Familie beweisen wollte, dass er jetzt einer von ihnen war, und das zweite Mal später, fern vom Angesicht Gottes. Mom sagte, er brauchte das Tattoo gar nicht zur Erinnerung – der Arm machte ihm bis zum Schluss zu schaffen. Er starb im Sommer vor meiner Geburt. Mein chaotischer Geburtstag erwischte genug Leute auf dem falschen Fuß, um den Rettungswagen und dann den Monstertruck des Jugendamts in Bewegung zu setzen, aber ich bezweifle sehr, dass sich irgendjemand über meine Augen und mein Haar wunderte. Ich hätte genauso gut mit dem Schlangentattoo geboren sein können.

Mom hatte ihre eigene Version von dem Tag. Ich hab ihr nie geglaubt, schließlich war sie ja ziemlich hinüber, als es so weit war. Nicht dass ich irgendwas dazu sagen könnte – ich war ja gerade erst auf der Welt und steckte außerdem noch in dem Beutel. Aber ich kannte Mrs Peggots Geschichte. Und wenn ihr mal einen Tag mit ihr und meiner

Mom verbracht hättet, wüsstet ihr, auf wen ihr euer Geld setzen würdet.

Moms Geschichte ging so: Am Tag meiner Geburt schneite aus heiterem Himmel die Mutter vom Vater ihres Babys herein. Mom kannte sie nicht und wollte sie auch gar nicht kennenlernen nach allem, was sie über die Familie gehört hatte: Baptisten, die mit Schlangen rum-machten, war noch das Harmloseste. Angeblich waren es Menschen, die sich gegenseitig die Scheiße aus dem Leib prügelten. Männer schlugen Frauen, Mütter verdroschen Kinder mit allem, was gerade zur Hand war, nicht mal die Bibel wurde geschont. Diesen Teil nahm ich Mom ab. So was hat man schon gehört: Leute, die so gottesfürchtig sind, dass sie nicht nur Schlangen herumreichen, sondern auch Veilchen verteilen. Wenn euch das neu ist, glaubt ihr wahrscheinlich auch, dass man in einem trockenen County keinen Alkohol kriegt. In Südwest-Virginia gibts eben alle möglichen schlimmen Sachen.

Als diese Frau auftauchte, hatte Mom angeblich schon ziemlich starke Wehen. Sie waren urplötzlich über sie gekommen, und um dem Schmerz die schärfsten Kanten zu nehmen, hatte sie schon vor Mittag ordentlich Seagram's getankt, außerdem genug Ephedrin, um sich für eine weitere Whiskydosis wach zu halten, und dann noch ein paar Vicodin eingeworfen, als ihr das alles ein bisschen zu viel wurde. Irgendwann sieht sie auf, und da ist eine Fremde, die das Gesicht so fest ans Badezimmerfenster drückt, dass ihr Mund aussieht wie eine Arschritze. (Moms Worte – stellt es euch vor oder lasst es bleiben.) Die Frau kommt durch die Vordertür rein und fängt an, von Hölle und Fegefeuer zu quatschen. Was tut Mom nur diesem unschuldigen Lämmchen an, das der Allmächtige ihr in

den Schoß gelegt hat? Sie wird jetzt das einzige Kind ihres toten Sohns aus diesem Sündenpfuhl retten und der Kleinen ein anständiges Zuhause geben.

Mom schwor, dass das der Zug war, den ich knapp verpasst hatte: in eine Hinterwäldlersippe von religiösen Fanatikern in Open Ass, Tennessee, verschleppt zu werden. (Der Ortsname ist meine Zugabe.) Sie weigerte sich, über die Familie meines Vaters oder die Ursache seines Todes zu sprechen. Sie sagte nur, dass es ein schlimmer Unfall gewesen war, an einem Ort namens Devil's Bathtub, wo ich nie, nie hindurfte. Wenn man Geheimnisse von jungen Ohren fernhalten will, pflanzt man zwischen ihnen Samen, und aus denen wuchsen in meinem kleinen Kopf grässlichere Tode, als ich in meinem Alter im Fernsehen hätte sehen dürfen. Was dazu führte, dass ich mich vor Badewannen fürchtete. Zum Glück hatten wir keine. Die Peggots schon, aber um die machte ich einen Bogen. Und Mom blieb stur. Über Mutter Copperhead sagte sie bloß, dass sie eine grauhaarige alte Hexe war und Betsy hieß. Schade – ich hatte wenigstens auf einen knallroten Haarschopf wie den von Black Widow gehofft. Das war also alles, was wir von der Familie meines Vaters zu Gesicht gekriegt hatten. Wenn der Vater den Löffel abgibt, bevor man selbst auf der Bildfläche erscheint, kann man deutlich zu viel Zeit seines Lebens damit verbringen, in dieses schwarze Loch zu starren.

Aber Mom hatte genug gesehen. Sie lebte in der Angst, das Sorgerecht zu verlieren, ging auf Entzug und gab alles. Ich kam raus, Mom ging rein und gab hundert Prozent. Immer und immer wieder im Lauf der Jahre. Sie wurde eine regelrechte Entzugsexpertin. Weil sie schon so oft einen gemacht hatte.

Wie man sieht, machte Moms Geschichte alles nur undurchsichtiger. Eine Frau taucht auf (vielleicht aber auch nicht), bietet ein besseres Zuhause für mich an (oder auch nicht) und verschwindet dann wieder, von Mom (wie ich sie kenne) mit einer Reihe saftiger Flüche bedacht, die der guten Frau sicher in den Ohren geklingelt haben. Hatte Mom sich diese Geschichte nur ausgedacht, um mich ein bisschen zu verarschen? Oder hatte es sich in ihrem verwirrten Kopf wirklich so abgespielt? Wie auch immer, sie sagte jedes Mal, die Frau wäre gekommen, um ein *kleines Mädchen* zu retten. Nicht mich. Wenn Mom das erfunden hatte – warum dann ein Mädchen? War es das, was sie sich eigentlich wünschte: ein kleines rosarotes Bündel, das sie dazu bringen würde, ihr Leben auf die Reihe zu kriegen? Als wäre *ich* unzerbrechlich?

Noch etwas, eine Kleinigkeit: Wenn sie diese Geschichte erzählte, sprach Mom den Namen meines Vaters nie aus. Die Frau war »diese Woodall-Hexe«. Das war der Nachname meines Vaters, doch den Mann, der ihr diese Baby-sache eingebrockt hatte, erwähnte sie mit keinem Wort. Zu anderen Gelegenheiten, wenn sie nach dem zweiten Sixpack beim Thema Liebe und so angekommen war, hatte sie eine ganze Menge über ihn zu sagen. Über die Abenteuer von ihm und ihr. Aber in der Geschichte, in der es um meine Existenz geht, ist er bloß eine schlechte Entscheidung.

2

Ich habe vor, alles in der Reihenfolge zu erzählen, in der es passiert ist – mal abgesehen vielleicht von Zeiten, in denen ein gewisser junger Mann komplett neben der Spur war –, und ein paar Punkte entsprechend zu verbinden. Aber verdammt. Ein Kind zu sein ist was Schreckliches: Man ist ausgeliefert. Wenn man es dann irgendwann hinter sich hat, vergisst man das ganze Elend am besten und macht sich und der Welt vor, dass man schon immer gewusst hat, was zu tun war. Vorausgesetzt, man hat irgendwas geschafft, auf das man stolz ist. Wenn nicht, ist es leichter, alles zu vergessen, Punkt. Das hier soll die dritte Option werden: nicht stolz, nicht vergesslich. Nicht leicht.

Ich weiß noch, dass ich Dinge schon als Kind lieber angesehen habe, anstatt über sie zu sprechen. Ja, ich hatte Fragen – mein Problem waren Leute. Leute, die dachten, dass Kinder keine vollwertigen Menschen waren, denen man klare Antworten gab. Zum Beispiel: Die Peggots nebenan hatten in ihrem Garten einen Mast mit Vogelhäuschen, ein einziges Durcheinander aus baumelnden Kürbissen, in die Einfluglöcher gebohrt waren. Es war eine Vogelversion dieser zusammengewürfelten Trailerhaufen, die man manchmal sieht: Irgendein Paar hat Kinder gekriegt, aber die sind nie richtig ausgezogen, auch die Enkelkinder nicht, sondern es wurden einfach mehr Trailer

geholt und angebaut. Und da sitzen sie jetzt auf ihren zusammengeflackten Veranden, eine einzige große Sippe, und über dem Ur-Trailer weht die ausgefranzte Flagge. Eine Nation unter Schrott. So war dieser Vogelhausmast im Garten der Peggots: eine Vogeltrailerwucherung. Dabei hat kein Vogel je darin genistet. In den Bäumen hinterm Haus waren viele Vogelnester, manche Vögel bauten sich ihr Nest auch irgendwo anders, zum Beispiel unter der Motorhaube von Mr Peggots Pick-up. Warum zogen sie nicht in ein fix und fertiges Haus, für umsonst? Mr Peggot meinte, die Vögel wären eben wie alle, sie wollten selbst über ihr Leben bestimmen. Er sagte, er hätte schon Sozialwohnungen gesehen, die nicht viel mehr gekostet hätten als ein Vogelhaus, und die wollte auch keiner haben.

Na gut, aber warum ließ man das Zeug da hängen, bis es Schimmel ansetzte? Maggot sagte, dass Humvee es im Werkunterricht gebastelt hatte. Humvee war einer von Maggots Onkeln und zuletzt in der Nähe eines Klassenzimmers gesichtet worden, als es die Bee Gees oder Elvis noch gegeben hatte. Aber jetzt waren die Neunziger. Die Peggots behielten den Mast mit den verschmähten Vogelhäuschen all die Jahre als Erinnerung an ihren Sohn Humvee? Das glaubte ich nicht. Immerhin hatten die Peggots sieben Kinder, die zum Teil in Ocala, Florida, lebten oder auch ganz nah, kaum einen Kilometer entfernt. Zahllose Cousins und Cousinen wimmelten wie Rudel halbwilder Tiere mit Verköstigungsprivilegien durchs Haus. Über jedes Familienmitglied wurde jederzeit gesprochen, mit Ausnahme von zweien: 1. Maggots Mom, 2. Humvee. Die eine saß in Goochland, der andere war tot, aus Gründen, über die man schwieg.

Außer den vogellosen Vogelhäuschen hatten sie auch einen hundelosen Hundezwinger. Bevor er die Sache leid geworden war, hatte Mr Peggot Jagdhunde gehalten wie alle alten Männer, die wir kannten – damals, als sie noch die Puste dafür gehabt und es Füchse oder Bären gegeben hatte, die die Hunde auf einen Baum jagen konnten. Im Herbst ging er mit uns in den Wald, um Ginseng oder Sassafras auszugraben, denn die konnten nicht weglau-
fen. Hauptsächlich aber, um draußen im Wald zu sein. Er konnte Vogelstimmen erkennen wie andere Leute den Sprecher im Radio. Als wir alt genug waren, um mit einem Gewehr umzugehen, neun oder zehn, zeigte er uns, wie man einen Hirsch schoss, ihn an dem Ast über der Zufahrt aufhängte und ausnahm. Die verschlungenen Gedärme dampften auf dem Kies, und Mrs Peggot machte Hirschgulasch. Wenn ihr das nicht kennt, habt ihr noch nie gegessen.

Der leere Hundezwinger stand zwischen unserem Trailer und dem Haus der Peggots. Maggot und ich breiteten eine Plane darüber und schliefen dort draußen, meist wenn irgendwo ein Baum umgefallen war und die Stromleitung gekappt hatte, sodass wir nicht fernsehen konnten. In einem Sommer machten wir das ungefähr einen Monat lang, nachdem mir bei einer hektischen *Nintendo-Duck-Hunt* der Controller aus der Hand gerutscht und gegen den Bildschirm geknallt war. Maggot nahm das auf seine Kappe, damit ich nicht nach Hause geschickt und bei lebendigem Leib gehäutet wurde. Mrs Peggot tat, als würde sie ihm glauben, obwohl sie alles gehört hatte. Wahrscheinlich hat jeder schon mal so eine goldene Zeit erlebt, wo alles gut war, weil es Leute gab, die zu einem gehalten haben, aber leider wars damit dann irgendwann

vorbei, weil man sich über irgendeinen blöden Mist wie zum Beispiel einen kaputten Fernseher aufgeregt hat.

Das Haus der Peggots stand am höchsten Punkt der Straße, und ringsum war nichts als Wald. Irgendwann hatten sie auch mal Hühner, unter anderem einen Hahn mit dem Gemüt eines Serienmörders, von dem ich Albträume bekam. Eigentlich waren sie keine Farmer. Auch nicht die Allerfrommsten, aber sie nahmen mich unter ihre Fittiche. Mom hasste die Kirche, weil irgendwelche ihrer Pflageeltern es damit wohl übertrieben hatten, aber ich hatte nichts dagegen. Ich sah gern zu, wenn die Frauen sangen, und den Rest konnte man verschlafen. Und dann war da natürlich noch das mit dem bedingungslos Geliebtwerden, Jesus immer an deiner Seite. Kein Wasserhahn, der auf- und zuge dreht wird wie bei anderen Menschen. Einige der Geschichten in der Bibel beschäftigten mich sehr. Diese Lazarus-Sache zum Beispiel brachte mich auf die fixe Idee, mein Dad könnte von den Toten zurückkehren, und ich müsste ihn suchen. Mrs Peggot sagte zu Mom, sie sollte mir sein Grab in Tennessee zeigen, und die beiden kriegten sich ziemlich in die Haare. Maggot beruhigte mich, indem er mir erklärte, dass Bibelgeschichten so was waren wie Superheldengeschichten. Nicht zu verwechseln mit dem wirklichen Leben.

Als Kind nimmt man es einfach hin, dass in unterschiedlichen Welten unterschiedliche Regeln gelten, auch wenn es sich bloß um verschiedene Häuser handelt. Bei den Peggots hatte alles seinen Platz. Wenn Mr Peggot mit den Einkäufen heimkam, packte er sie sofort in den Kühlschrank. Und wenn Maggot und ich mit dem Dritten Weltkrieg im Wohnzimmer fertig waren, mussten wir die Legosteine und den ganzen anderen Kram aufräumen,

bevor wir rausgingen, sonst war der Teufel los. Nicht wie bei mir zu Hause, wo die Milch ein Eigenleben hatte und auf der Küchentheke stand, bis sie schlecht wurde. Mom sagte immer, sie würde noch den Verstand verlieren, wenn er nicht festgeschraubt wäre, und da lag sie nicht ganz falsch. Ihr Mitarbeiterausweis auf dem Toilettenkasten, das Schminkzeug bei der Küchenspüle, die Handtasche draußen unter einem Stuhl. Die Schuhe sonst wo. So war Mom eben. In meinem Zimmer versuchte ich, halbwegs Ordnung zu halten, vor allem bei meinen Actionfiguren und den Notizbüchern mit meinen Zeichnungen. Einmal bat ich Mom, mir zu zeigen, wie man das Bett so macht, dass es aussieht wie im Fernsehen. Sie fand das zum Totlachen.

Wir Kinder streunten weit herum, manchmal bis zu den alten Bergarbeitersiedlungen mit den kleinen Monopoly-Reihenhäuschen, die allerdings nicht mehr alle gleich aussahen, weil man allen möglichen Blödsinn angestellt hatte und Dächer auf verschiedene Weise einstürzen können. Wir spielten König der Berge auf den Halden und kamen mit pechschwarzen Gesichtern und weißen Augenlidern heim, wie die Bergleute, die wir in alten Fotoalben gesehen hatten. Oder wir stapften in Bächen herum. Nicht in dem von Devil's Bathtub, über den nicht gesprochen wurde, weil Mom dann zu viel kriegte, und der sowieso drüben in Scott County war. Am allerbesten gefiel uns der kleine Bach gleich bei uns hinterm Haus – da konnte ein Junge unsichtbar werden. Das Wasser hatte seinen eigenen Plan und floss um all die Felsen herum. Und unter dem Wasser war ein Schlamm, der was Beglückendes hatte: dick und nach Laub riechend und von einer Farbe, dass man ihn am liebsten gegessen hätte. Der

Bach hieß Peggot's Branch, weil die Peggots diejenigen waren, die am längsten da wohnten. Das Haus war von einem früheren Peggot gebaut worden, lange bevor es dort irgendwelche anderen Häuser gegeben hatte, als das hier noch eine große Tabakfarm gewesen war und man die Felder mit Maultieren gepflügt hatte. Sagte Mr Peggot. In so steilen Lagen kann man nämlich nur mit Maultieren pflügen. Ein Traktor würde umfallen und einen unter sich begraben.

Der Trailer, in dem Mom und ich wohnten, war genau genommen ein Peggot-Trailer, denn dort hatte Maggots Tante June gewohnt, bevor sie nach Knoxville gezogen war. Mom hatte ihn von den Peggots gemietet – wahrscheinlich hatten sie deshalb ein Auge auf sie und griffen ihr unter die Arme. Als hätten sie Mom von der Ersatzbank geholt, nachdem die Stammspielerin vom Feld gegangen war. Maggot sagte, June wäre noch immer ihr Lieblingskind, obwohl sie eine Ausbildung zur Krankenschwester gemacht hatte und inzwischen woanders lebte. Was schon eine Menge sagte. Einen Knastaufenthalt würden einem die meisten Familien verzeihen, aber nicht, dass man aus Lee County wegzog.

Damit das klar ist: Mom und ich waren nicht mit den Peggots verwandt, daher war es auch nicht so ein Familientrailerdurcheinander. Diese heruntergekommenen Dinger, die man im Reality-TV öfter zu sehen kriegt als die Realität. Wohl aus demselben Grund, warum die Leute Copperheads sehen, wo es gar keine gibt. Die Peggots hatten bloß das Haus und den einen Trailer. Entlang der Straße hatten sich noch neun oder zehn andere Familien niedergelassen, und deren Trailer waren allesamt sehr gepflegt. Aber auch hier: keine Verwandtschaft.

Keine Frage, die Peggots waren eine donnernde Horde. Ich beneidete Maggot um die Scharen von Cousinen und Cousins, die für ihn vollkommen selbstverständlich waren. Sogar die heißen älteren Cousinen, die Sachen sagten wie: »Oooh, Matty, für deine Wimpern würde ich töten! Wie konnte Gott so ein hübsches Gesicht nur an einen Jungen verschwenden!« Und dann quietschten sie, weil Maggot ihnen Brennnesselarme machen wollte, dabei waren sie durchtrainierte Cheerleaderinnen, die dieses schwächliche Bürschchen jederzeit hätten zerlegen können. Nein, die hatten keine Angst vor ihm. Das war bloß die Nummer, die sie abzogen: Die Mädels machten ihre Mädelsprüche, und Maggot tat so, als wäre er sauer.

Und ich dachte so: *Echt jetzt?* Schon klar, »hübsch« ist eins der Wörter, die ein Mann so behandeln sollte wie den Tripper, vor dem er schleunigst seine Eier in Sicherheit bringen muss. Bei Maggot war die ganze Sache mit der Männlichkeit gelinde gesagt kompliziert. Aber so was kam auch nur vor, wenn außer den Cousinen niemand dabei war, der eine dumme Bemerkung hätte machen können. Nur ich, der cousinenlose Trottel, der Geld bezahlt hätte, damit ein Mädchen so an mir herumfummelte und sich halb auf mich legte wie die da, nachdem sie es sich auf dem Boden bequem gemacht hatten, um *Walker, Texas Ranger* zu sehen. Ich, der Trottel, der allein auf dem Sofa saß, meinen Freund da unten in dem Haufen liegen sah und dachte: *Alter – was ist so schlimm daran, angehimmt zu werden?*

Ich hab hier immer geschrieben: »Mrs Peggot machte dies« und »Mrs Peggot machte das«, und das werde ich auch weiterhin tun, denn die Wahrheit ist peinlich: Ich

nannte sie Mammaw. Maggot nannte sie so, also tat ich das auch. Ich wusste, dass seine Cousinen nicht meine Cousinen waren und Mr Peggot nicht mein Großvater. Ich nannte ihn Peg, wie alle. Aber ich dachte, jedes Kind hätte eine Mammaw, so wie sie eine Sozialarbeiterin und das Gratisessen in der Schule und die Tüte mit den Dosenwürstchen fürs Wochenende hatten. Zugeteilt gewissermaßen. Woher hätte ich sonst eine kriegen sollen? Von Mom, der Waisenkind-Pflegekind-Aussteigerin, war nicht viel zu erwarten. Über die Mutter von Geisterdad haben wir ja schon gesprochen. Darum teilte ich mir die Mammaw mit Maggot. Mrs Peggot schien nichts dagegen zu haben. Abgesehen davon, dass mein offizieller Schlafplatz im Trailer bei Mom war und Maggot sein eigenes Zimmer oben im Peggot-Haus hatte, machte sie keinen Unterschied: Wir kriegten die gleichen Cupcakes, die gleichen selbst genähten Cowboyhemden mit Fransen an den Ärmeln. Den gleichen Schulterknuff mit den Knöcheln, wenn man ein schmutziges Wort sagte oder bei Tisch die Baseballmütze nicht abnahm. Das tat nicht mal besonders weh. Aber Herrgott, konnte sie schimpfen. Man sah diese kleine alte Dame mit kurzem grauen Haar, Momjeans und flachen gelben Sandalen und dachte vielleicht: Wer soll mir hier schon im Weg stehen? Aber da hatte man sich schwer getäuscht. Wenn man was gemopst oder schlecht über Respektspersonen gesprochen oder ihre Tomatenpflanzen geknickt oder ihr Haarspray aus einer Papiertüte geschnüffelt hatte, konnte sie schimpfen, dass einem die Haare ausfielen.

Sie war die Einzige, die meinen echten Namen auch dann noch benutzte, als alle anderen längst davon abgekommen waren, sogar Mom. Mir wurde erst ziemlich

spät im Leben, so in meinen Zwanzigern, klar, dass woanders die Leute bei dem Namen bleiben, den sie bei ihrer Geburt bekommen haben. Wer hätte das gedacht? Ich meine, Snoop Dogg, Nas, Scarface – das sind ja keine Namen, die sich irgendeine Mom ausgedacht hat. Ich nahm einfach an, dass es überall so war wie bei uns in Lee County, wo die meisten irgendwann einen Spitznamen kriegen, der hängen bleibt. Shorty oder Grub oder Checkout. Höchstwahrscheinlich hieß Humvee auch nicht von Anfang an Humvee. Mr Peggot wurde zu Peg, nachdem ihm eine der Maschinen im Bergwerk den Fuß zertrümmert hatte. Irgendein Name kommt angeflogen, und auf den hört man dann wie ein Hund, und wenn man stirbt, steht er in der Zeitung, zusammen mit dem offiziellen Namen, den aber inzwischen alle vergessen haben. Wenn ich mir die Todesanzeigen ansah, fand ich, dass die meisten dieser Spitznamen ziemlich harsch waren. Wer will schon als alter Stubby sterben? Aber im täglichen Leben war es ganz normal. Man gab seinem besten Freund Maggot ein Bier aus, ohne einen Gedanken an Maden zu verschwenden.

Es war also ungewöhnlich, dass Mrs Peggot an meinem Namen festhielt, auch als die anderen ihn nicht mehr benutzten. Ich heiße Damon. Mit Nachnamen Fields, genau wie Mom. Sie hatte im Krankenhaus nach meiner actiongeladenen Geburt die Formulare ausgefüllt und offenbar ihre Gründe gehabt, meinen Dad aus dem Spiel zu lassen. Nach allem, was ich heute weiß, gibts keinen Zweifel, aber die Ähnlichkeit mit ihm war etwas, in das ich und meine Haare erst hineinwachsen mussten. Und vielleicht gab es ja damals, als Moms Aussehen noch der Hauptpunkt auf ihrer Plusliste war und in ihrem Wortschatz

der Ausdruck »schlechte Entscheidung« nicht vorkam, auch andere Kandidaten. Jedenfalls war keiner zur Hand, der sich als Gentleman gezeigt und seinen Namen hergegeben oder sie vom Krankenhaus abgeholt hätte. Letzteres musste, wie das meiste Gentlemanmäßige in Moms Leben, Mr Peg erledigen. Ob er darüber glücklich war oder nicht, ist eine andere Frage.

Was das »Damon« betrifft: War ja klar, dass Mom ein Name einfallen würde, der zu einem zuckerärschigen Boygroupsänger passt. Was hatte sie sich dabei eigentlich gedacht? Ich war nicht mal abgestillt, da hatten die Leute schon »Demon« daraus gemacht. Noch bevor ich in die Schule ging, hatte ich schon alle Varianten gehört: *Screamin' Demon*, *Demon Semen*. Als ich dann kupferrotes Haar und so was wie eine Haltung bekam, hörte ich »der kleine Copperhead«. Ich hörte es ziemlich oft. Und, klar – kein echter Junge will ein *kleiner* Irgendwas sein. Mein Rat an alle, die ihren Sohn Junior nennen wollen: Ein Leben als Mini-Ausgabe von euch wird ungefähr so aufregend sein wie die Entdeckung, dass auf dem Teppich ein Wichsfleck ist.

Aber ein berühmter Geisterdad ist was ganz anderes, und ich kann nicht behaupten, dass ich gegen diesen Zusatz was gehabt hätte. Etwa zu der Zeit, als Maggot mit seinen Ladendiebstahlexperimenten begann, fing ich an, mir als Demon Copperhead einen Namen zu machen. Und man kanns nicht leugnen: Der Name hat schon was.

3

Seit Murrell Stone mit klirrenden Harley-Davidson-Stiefelketten zum ersten Mal die Stufen zu unserer Veranda erstiegen hatte, war Mom so: Er ist ein guter Mann – er mag dich, und du magst ihn. Ich hatte also meine Anweisungen.

Man nannte ihn Stoner, und wenn er nette Sachen zu ihr sagte, war sie ganz Ohr. Sie war inzwischen so lange abstinent, dass sie sich in ihrem Walmart-Job durch sämtliche Umdekorationen der Saisonangebote gearbeitet hatte: Halloweenkostüme, Weihnachtskrempele, Valentinskarten, Osterschokolade, Klappliegestühle. Sie war mit der Miete nicht im Rückstand und hortete in einer Schublade einen Haufen Abstinenzchips, die sie spätabends rausholte und betrachtete wie ein Drache seinen Schatz. Daran kann ich mich erinnern: Mom kommt von der Arbeit nach Hause, zieht sich die abgeschnittene Jeans an, macht sich eine Dose Mello Yello auf, setzt sich zum Rauchen auf die Veranda, die Füße auf das Geländer gelegt, damit die Beine vielleicht noch ein bisschen Gratisbräunung abkriegen, und ruft Maggot und mir unten am Bach zu, wir sollen aufpassen, dass wir uns beim Herumrennen mit Stöcken nicht die Augen ausstechen. Mit anderen Worten: Das Leben ist schön.

Woran ich mich nicht erinnere, ist, was ich damals

nicht wusste. Was für ein Gefühl ist es, endlich alt genug zu sein, um ein Bier bestellen zu dürfen, wenn man schon drei Jahre bei den Anonymen Alkoholikern ist? Wie beschissen ist es, ein Kind im schulpflichtigen Alter und eine Langzeitbeziehung zum Partydeko-Regal bei Walmart zu haben, während deine früheren Freundinnen draußen unterwegs und drauf aus sind, high, betrunken oder verheiratet zu sein, am besten alles drei zusammen? Mom hatte nur mit Leuten zu tun, die mindestens in den Dreißigern waren: Leidensgenossen aus den Suchtgruppen oder Walmart-Kolleginnen, die ihr »einen schönen Tag noch, Schätzchen« wünschten und nach Hause zu ihren Männern, Chicken-Nuggets und *Jeopardy* fuhren. Nach meiner Geburt hatte sie es mit ein paar Typen versucht und war gescheitert. Es war nicht gelaufen, weil sie a) entweder vom Pfad der Nüchternheit abgekommen war, worauf ihr das Jugendamt die Hölle heiß gemacht hatte, oder b) eine Spaßbremse gewesen war.

Und da kam Stoner um die Ecke, so von wegen er hätte Achtung vor einer Frau, die clean ist. Er selbst sah auch ganz clean aus, ein richtiger Meister Proper: der Schädel wie eine Billardkugel, dicke Muckis, aber kein Ohrring, sondern Tunnelringe in den Ohrläppchen. Mom sagte, er hätte genug Haar, um es wachsen zu lassen, würde sich aber lieber den Schädel rasieren. Für sie war ein muskelbepackter Typ mit Vollglatze und Jeansweste mit nichts drunter der absolute Inbegriff von Männlichkeit. Wenn es euch überrascht, dass eine Mutter die Vorzüge ihres Freundes mit einem Jungen diskutiert, der erst noch lernen muss, nicht in der Nase zu bohren, habt ihr die Abgründe der Einsamkeit nicht kennengelernt. Mom zündete mir eine Zigarette an – Menthol natürlich, in

ihren Augen die kinderfreundliche Option –, und dann quatschten wir. Ich fand, mit Mom zu rauchen und die Hengstqualitäten diverser Männer zu diskutieren, war ein Zeichen großen Respekts. So erfuhr ich also von solchen Sachen: ein ganzer Schädel mit Bartschatten – so sexy. Im Lauf der Zeit zeigte Stoner allerdings Ermüdungserscheinungen, was das Rasieren betraf, und ließ sich den dichtesten und schwärzesten Vollbart wachsen, den man außerhalb eines Vandal-Savage-Comics je gesehen hat.

Eine der genannten mächtigen Gestalten sucht die Erde seit unvordenklichen Zeiten heim. Und die andere macht das Spray, mit dem man den Schimmel von dem gammeligen Duschvorhang kriegt, damit er wieder wie neu aussieht. Laut Mom war Stoner Nummer zwei.

Sie kam von der Arbeit nach Hause und schminkte sich nicht ab, sondern legte nach, für den Fall, dass er auftauchte. Und das tat er dann und machte ihr Komplimente: Mom war eine Wahnsinnsfrau, sie haute ihn einfach um, sie sah zum Anbeißen aus. Mich nannte er Seine Majestät. Was wollte er damit über einen Jungen sagen, der sein Wachstum hauptsächlich der Tatsache verdankte, dass er den Namen seiner Mutter auf das Formular für das Gratisessen geschrieben hatte? Stoner sagte, mein Problem wäre, dass ich mich daran gewöhnt hätte, ein Muttersöhnchen zu sein. Wenn er mich dabei ertappte, dass ich beim Fernsehen den Kopf in Moms Schoß legte, sagte er: »Na bitte – der kleine König auf seinem Thron.«

Aber er hatte einen neuen Ford-Pick-up und eine Harley FXSTSB Bad Boy, beide komplett abbezahlt, und dieser Teil der Stoner-Nummer war schwer zu verachten. Er klappte den Ständer der Harley aus und ging rein zu Mom, worauf Maggot und ich die nächste Stunde damit

verbrachten, das Ding zu berühren, unsere dämlichen Gesichter im Chrom gespiegelt zu sehen und uns gegenseitig anzustacheln, uns in den Sattel zu schwingen. In der felsenfesten Überzeugung, dass wir auf dem elektrischen Stuhl landen würden, wenn Stoner uns dabei erwischte.

Als er also eines Tages angedonnert kam und fragte, ob ich mal mitfahren wollte, bloß bis zur Hauptstraße und wieder zurück – Scheiße, wer hätte da nein gesagt? Maggot sah mich an, so: *Mann, hast du ein Schwein!* Mom rief von der Veranda: »Pass ja auf ihn auf, Stoner. Wenn ihm was passiert, wirst du geteert und gefedert.«

Mein Problem war: keine Schuhe. Es war Samstag, und wir hatten Schießübungen mit Hammerhead Kelly gemacht, einem angeheirateten Peggot-Cousin, älter als wir. Ein ruhiger Typ, Mr Peggots Favorit, wenn es auf die Hirschjagd ging. Hammerhead hatte ein Luftgewehr dabei, und am Bach gab es alles mögliche Zeug, auf das man schießen konnte. Jedenfalls musste ich nachdenken, wo ich eigentlich meine Schuhe gelassen hatte. Bei Maggot vermutlich. Mom fand wohl, dass ich sie anziehen sollte, und meinte, ich sollte sie holen, also ging ich rüber. Nicht ohne von Mrs Peggot ausgequetscht zu werden, was ich vorhatte. Sie spähte aus dem Fenster. Mom war zur Straße gegangen, und Stoner stand über sie gebeugt da und küsste sie, als wollte er was aus ihr raussaugen. Und sie ganz die willige Gehilfin.

Mrs Peggot warnte mich, ich würde vermutlich vom Motorrad fallen und mir den Schädel brechen. »Und das Schlimmste ist: Es kann gut sein, dass er dich einfach liegen lässt und wegfährt«, sagte sie.

Meine Fresse. So gern ich auf die Harley gestiegen und vor aller Augen die Straße runtergedüst wäre – jetzt

konnte ich nur noch daran denken, dass mein Kopf wie eine geknackte Walnuss auf dem Asphalt liegen würde, während die Nachbarn um mich rumstanden und Stoner in der Ferne verschwand. Ich meine, Mrs Peggot war keine von denen, die sich grundlos aufregten. Die Frau kannte sich aus. Wie das Gehirn eines Jungen aussieht, wenn der Schädel aufgebrochen ist, wusste ich damals noch nicht. Inzwischen weiß ich es, und es steht ziemlich weit oben auf der Liste der Dinge, die ich am liebsten vergessen würde. Aber mein junger Geist besaß ein brutales Vorstellungsvermögen. Ich ging raus und sagte zu Stoner, ich hätte Bauchschmerzen. Maggot hätte seine Eier verkauft, um an meiner Stelle mitfahren zu dürfen, aber als wahrer Freund sagte er zu Hammerhead, wir sollten lieber reingehen und Game Boy spielen, bis es mir besser ging.

»Musst *du* wissen«, sagte Stoner, aber es klang eher wie »Kannst dich verpissen«. Er stand da, den Arm um Moms Schultern gelegt, als hätte er die Anzahlung schon geleistet.

Doch es kam der Tag, an dem ich auf der Maschine saß, eingezwängt zwischen ihm und Mom wie der Käse auf dem Sandwich, und sein Nackentattoo eingehender als nötig studieren durfte. Hinter mir Mom mit flatternder blonder Mähne, sie hatte die Arme um mich gelegt und hielt sich an Stoners Waschbrettbauch fest. Das Nackentattoo zog sich den halben Schädel rauf, und ich fragte mich, ob er sich das mit der Kopfrasur vorher oder nachher ausgedacht hatte. So blödes Zeug eben, mit dem man sich als Kind beschäftigt anstatt mit den größeren Fragen wie: Wohin geht diese Spritztour eigentlich?

Beim ersten Mal wars zu Pro's Pizza. Stoner bestellte eine Extragroße mit allem, einen Pitcher Bier für sich und Cola für Mom und mich. Als wir die Pizza größtenteils verdrückt hatten, ging Mom aufs Klo, und zwei Freunde von Stoner setzten sich zu uns, als wäre gar nichts dabei, als wären sie bloß die Ablösung.

Ich kannte die Typen nicht. In Lee County muss man sich schon anstrengen, um ein unbekanntes Gesicht zu entdecken, und das galt besonders für Mom, die jeden, der laufen konnte, zum Partyzeug in Regal 19 schickte. Aber für ein Kind ist das anders, da geht der Blick nicht so weit über die eigenen Leute raus. Ich hatte bemerkt, wie die beiden Mom gemustert hatten, aber sie kamen mir nicht vor, als gehörten sie zu uns. Der eine, der sich neben Stoner gesetzt hatte, war bleich und hatte weiße Haare und eine Menge Tattoos, unter anderem ein drittes Auge mitten auf dem Kehlkopf. Fragt mich nicht, wozu das gut sein soll. Der andere saß neben mir, stank nach Axe-Deo und hatte eine kleine Schnurrbart-Spitzbart-Kombo, wie man sie vom Teufel oder Iron Man kennt. In meiner kindlichen Besessenheit von Superhelden und Superschurken überlegte ich, wie ich sie zeichnen würde. Den Tätowierten würde ich Extra Eye nennen – mit seinem dritten Auge konnte er Gedanken lesen. Der andere war Hell Reeker und erledigte einen mit seinem Geruch.

Sie unterhielten sich mit Stoner. Wie heißt der? Ach, ein kleiner Demon, was? Dann die Witze, die ich schon eine Million Mal gehört hatte. Schließlich sagte Reeker was von »Wichsvorlagenbrut«, und Extra Eye meinte: »Eine Füchsin will eben werfen, Stoner. Sei froh, dass es bloß eins ist.« Und Stoner sagte, er sollte bloß aufpassen – gewisse Leute wären schlauer als gedacht.

»Ach ja? Wer denn?«, fragte Extra Eye. Ich war ebenfalls neugierig.

»Der Bär«, sagte Stoner. Ich war enttäuscht. Ich hatte gedacht, dass er vielleicht mich meinte.

»Was für ein Bär?«, wollten sie wissen.

Stoner zwinkerte kurz. »Der Bär im Wald, ihr Schwachköpfe.«

»Ach so«, sagte Reeker, »*der* Bär.«

Ich kannte in meinem zarten Alter schon eine ganze Menge Arschlöcher, aber keins, das irgendwas mit Bären zu tun hatte. Bis Mom zurückkam, was eine Ewigkeit dauerte, hatten die Typen ihren Spaß. Sie holten sich Becher aus dem Spender, schenkten sich Bier aus Stoners Pitcher ein und fragten ihn, wie er mit seinem Bohrprojekt vorankam. Wenn Stoner Brunnen bohrte, war mir das neu. Stoner fragte zurück, was sie machen würden, wenn sie einen erstklassigen Camaro fänden, den sie gern kaufen würden, aber leider wäre er nur mit Anhänger zu haben.

»Will ich ihn *kaufen* oder bloß mal eine Spritztour machen?«, wollte Extra Eye wissen, und Reeker fragte: »Wie fest ist denn die Anhängerkupplung montiert?« Alle drei lachten sich den Arsch ab. Ich saß da, trank meine Cola, bis im Becher nur noch Eis und meine Kehle zu einem harten runden Loch gefroren war, und verstand kein Wort.

Als die Sommerferien begannen, boten die Peggots mir an, nach Knoxville mitzufahren. Sie wollten für zwei Wochen Maggots Tante June besuchen. Sie war Krankenschwester, kam gut zurecht und hatte eine Wohnung mit Gästezimmer. Für jemand, der nicht mal verheiratet war, hatte sie ganz schön viel Platz.

Meine erste Frage: Liegt Knoxville am Meer? Antwort: Falsche Richtung. Ich hatte, wie gesagt, schon als Kind diese komische Macke, dass ich unbedingt das Meer sehen wollte. Das war also eine Enttäuschung. Nur damit das klar ist: Virginia Beach wäre schon drin gewesen. Im Gegensatz zu Kalifornien oder Hawaii, die beide nicht infrage kamen. Mit einer Tankfüllung und nach sieben Stunden Fahrt war man da, jedenfalls laut Moms Kollegin Linda, die jeden Sommer mit ihrem Mann in eine Ferienwohnung ans Meer fuhr. Aber die Peggots wollten ihre Tochter besuchen und mich mitnehmen, darum musste ich höflich sein. Und die Vorstellung, mal was anderes zu sehen als die Schule, die Kirche und den Walmart, war ziemlich aufregend. Bisher kannte ich ja nichts sonst.

Meine nächste Frage galt Mom. »Sie kommt zu spät zur Arbeit, wenn ich sie nicht dran erinnere, den Wecker zu stellen«, erklärte ich Mrs Peggot. Ich musste mich um tausend Sachen kümmern, musste ihre Schuhe und ihren Mitarbeiterausweis finden und ihr sagen, dass sie einkaufen musste. Mrs Peggot hatte Moms und meine Situation nicht ganz erfasst. Wer sollte ihr das Mello Yello aus dem Kühlschrank holen, und mit wem sollte sie reden? Mrs Peggot meinte, ich sollte Mom selbst fragen. Ich war sicher, dass sie nein sagen würde, aber sie strahlte und fing davon an, wie toll das werden würde, ich in Knoxville, mit den Peggots. Fast als wäre sie gar nicht überrascht.

Am Abend vor der Fahrt stopfte ich Unterhosen, T-Shirts und mein Notizbuch mit Superheldenzeichnungen in einen Kissenbezug und schlief in meinen Klamotten. Am Morgen stand ich schon eine Stunde, bevor es losgehen sollte, auf der Veranda. Die Peggots hatten

einen Dodge Ram mit ausklappbaren Rückbänken, wo man sich gegenüberaß. Den ganzen Weg nach Knoxville würden Maggot und ich da Mau-Mau spielen oder uns gegen die verschorften Knie treten.

Mom setzte sich zu mir auf die Veranda, um mit mir zu warten, bis die Peggots aus den Federn kamen und die Sonne über die Berge stieg, die ihre Schatten auf uns warfen. Wenn man in einem Tal lebt, kommt die Sonne spät und verabschiedet sich früh. Wie so manches andere, das man sich vielleicht wünscht. In den Jahren darauf war ich immer wieder erstaunt, wie viel mehr Tageslicht es in flacheren Gegenden gibt. Das und noch viel mehr musste der aufgeregte kleine Junge erst noch lernen, dessen Mutter neben ihm eine nach der anderen rauchte und den Vögeln lauschte. Um die Zeit totzuschlagen, fragte sie mich nach den Namen der Vögel. Die hatte ich ihr schon mal gesagt. Ich wusste nur ein paar – Mr Peg kannte sie alle: Zaunkönig, Wiesenfink, Fliegenschnäpper. Er nannte es immer eine Fliegenschnäpperwäsche, wenn wir uns, anstatt zu duschen, Gesicht und Achselhöhlen am Waschbecken nass spritzten. Wie ich an jenem Morgen, weil ich es ja so eilig hatte, von Mom loszukommen. Das hat sich mir richtig eingebrannt. Wie ihr immer noch was einfiel, an das sie mich erinnern musste: mich zu benehmen, bitte und danke zu sagen, vor allem wenn die Peggots für mich bezahlten, nicht in Junes Wohnung herumzuschnüffeln. Sachen, die man einem Kind einschärfen muss, bevor es in einen anderen Bundesstaat fährt. Ich sagte ihr, sie sollte daran denken, sich den Scheißwecker zu stellen, worauf sie lachen musste, denn ich hatte schon einen Zettel an den Kühlschrank geklebt: STELL DEN SCHEISWECKER! Sie sagte, dass sie mich sehr lieb hatte

und ich sie nicht vergessen sollte, und das war komisch. Normalerweise war sie nicht so gefühlsselig.

Schließlich rief Mr Peg: »Okay, wir können dann.« Ich wollte die Treppe runterrennen, aber Mom fing mich ab wie ein Fußballspieler und knutschte mich vor aller Augen auf den Hals, bis ich fast gestorben wäre vor Peinlichkeit.

Und das wars. Wir fuhren los, und sie blieb zurück. Mr Peg winkte, aber Mrs Peggot starrte Mom an und machte ein langes Gesicht. Ich sah es jedes Mal, wenn sie sich zu uns umdrehte, um sich zu überzeugen, dass wir angeschnallt waren, oder zu fragen, ob wir Kekse wollten. Sie machte das Gesicht noch, als wir die Staatsgrenze längst hinter uns hatten.

Knoxville hatte eine Überraschung auf Lager: ein Mädchen namens Emmy Peggot. Sie wohnte bei Tante June und war die Tochter von Maggots totem Onkel Hum-vee. Dem mit den Vogelhäusern. Emmy war eine dünne Sechstklässlerin mit langem braunen Haar. Sie hatte was Kaltblütiges, trug ständig einen Hello-Kitty-Rucksack mit sich rum und schien imstande, einen damit zu erschlagen und dann den Kopf des besieigten Feindes darin zu verstauen. All dem auf den Grund zu gehen, würde wohl noch eine Weile dauern.

Fürs Erste setzten wir uns in Tante Junes Honda und fuhren zum Mittagessen zu Denny's, alle außer Mr Peg, der nach der langen Fahrt sein schlimmes Bein hochlegen musste. Tante June sagte, wir sollten uns anschnallen. Es war das erste Mal, dass ich auf einem Rücksitz drei funktionierende Sicherheitsgurte sah. Emmy saß in der Mitte, redete nicht mit uns und kramte Haargummis und so aus ihrem Rucksack, wobei sie sehr betont darauf achtete, dass wir nicht sahen, was sonst noch drin war. Als wäre es vielleicht zu erschütternd für unsere jungen Gemüter.

Tante June ließ uns bestellen, was wir wollten – es war wie beim Geburtstag. Wir saßen am Fenster, und ich fand es schwer, mich zu konzentrieren bei allem, was da draußen los war. Bis auf ein Mädchen, das keine Eltern

hatte, Epileptikerin war und Gola Ham hieß, war ich wahrscheinlich das einzige Kind an meiner Schule, das noch nie in einer Stadt gewesen war. Alle anderen in meinem Alter waren schon mal in Knoxville gewesen, weil sie dort Verwandte hatten. Ich bekam echt was zu sehen. Wenn der Sheriff mit einem Hund auf dem Rücksitz oder ein Abschleppwagen mit einem verknautschten Mustang vorbeifuhr, rief ich: »O Mann, seht euch *das* an!«, und dann warf Emmy mir einen Blick zu, so: *Na und? Führt bei euch keiner seine Scheißkarre zu Schrott?* Tante June erzählte Mrs Peggot von der Arbeit. Sie musste nach dem Essen ins Krankenhaus und hatte bis zum Morgen Dienst – Doppelschicht. Sie erzählte von den langen Arbeitstagen und dem, was sie in der Notaufnahme erlebte, zum Beispiel von der Schwangeren, die einen Messerstich in den Bauch gekriegt hatte, wo das Baby noch drin war. Dagegen ist ein zerbeulter Mustang, wenn mans genau bedenkt, echt keine große Sache mehr.

Maggot und ich bekamen noch mehr Geschichten aus der Notaufnahme zu hören, und zwar von Emmy, nachdem sie sich endlich dazu durchgerungen hatte, mit uns zu sprechen. Wie sich rausstellte, wurde alles Schlimme, das Leute sich ausdenken und antun können, auch in Knoxville ausgedacht und angetan. Wahrscheinlich sogar noch mehr. Die Sache mit Städten ist: Sie sind riesig. Natürlich wusste ich aus dem Fernsehen, wie es in einer Stadt aussieht, denn was anderes zeigen sie ja nicht (außer auf Animal Planet), und darum hatte ich mit so was wie Knoxville gerechnet. Aber damals dachte ich noch, man geht um eine Ecke und ist draußen. Wo man die Berge und Viehweiden und so sieht, was Lebendiges eben. Aber nichts da. Immer wenn Tante June mit uns irgendwohin

fuhr, ging es erst mal durch zwanzig, dreißig Straßen mit nichts als Häusern. Und kein Ende in Sicht. Wenn ihr zu den wenigen gehört, die noch nie in einer Stadt waren, kann ich euch sagen, was eine Stadt ist: ein stickiges Durcheinander, dem man nicht so leicht entkommt.

Wusste Maggot schon vorher von Emmy? Ja. Alle in seiner Familie wussten von ihr, auch meine Mom, was ich ziemlich schräg fand. Und aus irgendeinem Grund sollte ich die Tatsache, dass der tote Humvee eine Tochter hatte, die bei ihrer Tante June lebte, zu Hause nie, nie erwähnen. Maggot sagte, dass ich mit Mom darüber sprechen durfte, weil die es ja sowieso schon wusste, aber auf keinen Fall mit Stoner. Ich sagte, ich wäre ziemlich sicher, dass die beiden bei unserer Rückkehr nicht mehr zusammen sein würden, von daher: kein Problem. Das war an unserem ersten Abend, als Emmy schon eingeschlafen war. Wir hatten uns *Outer Limits* angesehen, bis sie schließlich weggesackt war. Maggot beugte sich über sie und nahm ihr den Rucksack aus den Armen, um sicherzugehen, dass sie auch wirklich schlief.

Tante Junes Gästezimmer war in Wirklichkeit also das Zimmer der Eisprinzessin. Sie musste es in den zwei Wochen unseres Besuchs für ihre Großeltern räumen. Wir Kinder schliefen in einem großen Nest aus Kissen und Decken auf dem Wohnzimmerboden. Maggot und ich nannten es ein Fort, aber Emmy korrigierte uns: Es war unser »Schiff«. Die MS *Leckmichamanus*, schlug Maggot vor und wurde prompt degradiert. Sie hatte all diese winzigen blöden Püppchen in winzigen blöden Köfferchen, und in ihrer Welt hatten sie allesamt militärische Ränge: Lieutenant, Private und so weiter. Maggot landete meist unterhalb dieser ganzen Köfferchenmiliz und war dann so

was wie Tellerwäscher, während ich mich in der Mitte hielt. Als wir vorschlugen, ihre Puppen Überfälle und Morde begehen zu lassen, war Emmy zu unserer Überraschung total begeistert. Sie sagte, außerhalb von Knoxville gäbe es eine Leichenfarm, wo man Leichen verscharfte und, wenn sie verfault waren, wieder ausgrub, um wissenschaftliche Erkenntnisse über Verbrechen zu sammeln. Also gut, wir spielten nach ihren Regeln und schliefen in einem Kissenschiff. Ich fragte sie, ob sie schon mal das Meer gesehen hatte. Nie, sagte sie, und nein danke. Sie war mal im Undersea Wonders Aquarium in Gatlinburg gewesen und hatte echt Schiss vor Haien.

Wenn ihr mich fragt, war das Gebäude, wo sie wohnte, viel unheimlicher als Haie. Als wäre man gefangen in Duke Nukems Schloss des Verderbens. Tausend andere Familien wohnten da, jede Wohnungstür ging auf einen langen Flur, und die Treppen führten an lauter anderen langen Fluren vorbei. Draußen vor der Haustür war eine Straße voller Autos, voller Leute, aber nirgends ein *Draußen*-Draußen. Ich fragte Emmy, wer diese ganzen Leute waren, und sie sagte, sie hätte keine Ahnung, aber man dürfte nicht mit ihnen reden, weil es gefährliche Fremde waren. Das Schloss des Verderbens war für Emmy ganz normal. Angeblich hatte sie Schulfreundinnen, die Nike Air Max trugen und Furby's und so weiter besaßen, also cooler waren als wir schmutzigen Viertklässler, aber wo waren die? Nirgends. Sie würde sie den ganzen Sommer über nicht sehen. Sie wohnten in anderen Schlössern des Verderbens. Hier konnte man nicht einfach rumrennen, wie wir es zu Hause taten, ganz gleich, ob da Erwachsene waren oder nicht (idealerweise nicht). Emmy war keine Sekunde allein, wegen den gan-

zen fremden Menschen und potenziellen Mördern. Nach der Schule ging sie in einen todlangweiligen Hort, wo alle Bastelarbeiten machten, bis ihre Mütter sie abholten, und die anderen Kinder weit unter Emmys Niveau waren, laut Emmy jedenfalls. Wenn Tante June Nachtschicht hatte – die Notaufnahme war rund um die Uhr besetzt –, ging Emmy zum Fernsehen, Schlafen und Frühstück ein Stockwerk tiefer zu einer alten Frau mit zwei stinkig blickenden Katzen, was bedeutete, dass zumindest diese Nachbarin keine Verbrecherin war. Möglicherweise aber ihre Katzen. So sah Emmys Leben aus: Schule, aus Eisstäbchen irgendeinen Scheiß basteln, schlafen.

Tante June würde demnächst ein paar Tage frei haben, und dann würden wir was unternehmen. Bis dahin saßen Mr und Mrs Peggot am Esstisch, ohne Licht zu machen, weil sie nicht den Strom ihrer Tochter verbrauchen wollten. Mr Peg kannte sich auf den Straßen nicht aus, und da war kein Garten oder Hof, wirklich gar nichts – ich hatte gefragt. Nicht zu fassen, dass es auf der Welt so was wie das hier gab. Nicht nur aus Sicht eines Kindes, das nirgends Platz zum Herumstromern hatte. Wo sollten die Leute hier ihre Tomaten pflanzen?

Abgesehen von der Nachbarschaft war die Wohnung selbst schön. So schick wie Tante June selbst: Mit ihren glänzenden Fingernägeln und dem kurzen braunen Haar sah sie aus wie Posh von den Spice Girls. Kleine Sommer sprossen. Eindeutig scharf, hätte ich gedacht, wenn sie für mich nicht Tante June gewesen wäre. Ihre Möbel passten zusammen und waren um einiges besser, als was die Leute sonst haben. Ein Kühlschrank, wo vorn Eiswürfel und kaltes Wasser rauskamen, eine Küchentheke mit Hockern. Regale voller Bücher. Ein Badezimmer für alle

und eins nur für Tante June, hinter ihrem Schlafzimmer, mit einer Badewanne. Vor so was hatte ich noch immer Angst, ließ mir aber nichts anmerken. Sie hatte auch einen begehbaren Kleiderschrank mit einem Schuhregal an der Tür, einundzwanzig Paar nach derzeitigem Stand. Am ersten Tag zeigte Emmy uns diese ganzen tollen Besonderheiten und machte viel Wind darum. Das dauerte ungefähr eine Stunde. Danach wussten wir nicht mehr viel mit uns anzufangen. Mrs Peggot ging an den Schrank und machte sich daran, Sachen zu flicken. Sie konnte alles flicken, und danach war nicht mehr zu sehen, dass da mal ein Loch gewesen war. Sie nähte auch alle Sachen für Maggot, das war eine ihrer Superkräfte. Mr Peg las den *Knoxville News Sentinel*, inklusive tausend Todesanzeigen von Leuten, die er nicht kannte, und meckerte, weil er nirgends rauchen konnte. Schließlich kam er darauf runterzugehen, wo auf dem Bürgersteig vor dem Haus andere Leute rumstanden, die er auch nicht kannte und die allesamt irgendwie kameradschaftlich qualmten, was das Zeug hielt. Maggot und ich wechselten uns an seinem Game Boy ab, bis Tante June genug Leute mit Herzstillstand und Schusswunden gerettet hatte. Oder ich zeichnete in meinem Notizbuch. Ich machte eine Zeichnung von Tante June in einem BH-artigen Oberteil als Wonder Woman, deren Superkraft darin bestand, was Tante June in echt draufhatte. Es war so still, dass wir die Leute oder die Fernseher in den anderen Wohnungen hören konnten. So eine Stadt ist schon was echt Verrücktes, echt Einsames.

Tante Junes begehbare Schrank war mit Teppich ausgelegt und groß genug für uns drei. Es war dunkel, weil durch die Schlitze in der Tür nur ganz schmale Licht-

streifen kamen, und ich und Maggot und einundzwanzig Paar Schuhe lauschten Emmys Notaufnahmegeschichten. Von dem amputierten Bein, das mit der falschen Leiche beerdigt worden war. Aber auch ein paar Tante-June-Geschichten. Von den Typen auf der Jonesville High, die sich an sie rangemacht, aber auf Granit gebissen hatten, obwohl einer oder mehrere sie angefleht hatten, ihn zu heiraten. Dasselbe, nur mit anderen Typen, während der Ausbildung. Wir warteten immer auf die Geschichte darüber, was mit Emmys Eltern passiert war und warum sie bei Tante June lebte, wenn die doch so wenig scharf auf Ehemänner und Kinder war. Aber da kam nichts. Emmy hatte was anderes im Sinn, zum Beispiel ihr Geheimversteck unter einem losen Stück Teppich. Als sie zum ersten Mal darunter herumtastete, sah ich Maggots streifig beleuchtetes Gesicht. Er sah mich an, so: *Was soll der Scheiß?* Sie zog platt gedrückte Zigaretten- und Kaugummipäckchen hervor und fragte uns, ob wir ein Kaugummi wollten. Okay, sagten wir.

Sie sagte: »Und wie fühlt sich das an?«

Ganz langsam schälte sie die Folie von einem Kaugummistreifen und steckte ihn in den Mund. Wir waren wie hypnotisiert von der Seltsamkeit dieses Mädchens. Uns lief das Wasser im Mund zusammen, obwohl wir ja eigentlich gar kein Kaugummi hatten haben wollen. Sie strich ihr Haar über die mageren Schultern zurück. Wir rochen das Fruchtaroma.

»Derb«, sagte Maggot nach einer Weile.

Sie sagte: »Na und?«

Tante June war das Gegenteil von Emmy. Sie stellte jedem von uns Schalen mit Snacks hin, die wir essen konnten,

wann wir wollten. Endlich hatte sie ein paar Tage frei und fuhr mit uns überallhin: zu einem Trampolin-Park, zum Minigolf, zum Krankenhaus. Und zum Zoo, wo wir einen ganzen Tag verbrachten. Da gabs Tiger und Giraffen und so. Auch Affen. Bei denen hatten Maggot und ich bald raus, wie wir sie auf Touren bringen konnten, aber Tante June sagte, wir sollten das lassen, sonst würden wir sofort wieder nach Hause fahren. Sie war supernett, aber auch superenergisch. Es war brutal heiß an dem Tag, was den Tieren wahrscheinlich genauso wenig gefiel wie uns. Die Einzigen, die ihren Spaß hatten, waren diese kleinen Pinguine, die von den Felsen in ihr nicht so unheimlich sauberes Becken rutschten. Immer und immer wieder. Es sah aus wie: »Hey, *das* ist das Leben!« Ich hätte dasselbe getan, trotz Pinguinscheiße und allem. Ich fragte Tante June, ob der Zoo auch ein Aquarium hatte, aber es gab keins. Kann sein, dass ich ein paarmal gefragt hab.

Plötzlich hatte sie eine Idee. Sie sah mich an und nahm mich bei den Ohren, als wären es Henkel. »Ich weiß, was dir gefallen würde«, sagte sie. In Gatlinburg gäbe es eine riesige Unterwasserwelt mit lauter Meeresfischen. Haien und so. Ich verriet nicht, dass Emmy mir schon davon erzählt hatte und absolut kein Fan war. Tante June ließ meine Ohrhenkel los und versprach, sobald sie wieder einen Tag frei hätte, würden wir dahin fahren. Und Emmy sah mich an, so: *Du warst gewarnt, also heul nicht, wenn du mit abgeschnittenen Eiern aufwachst.*

Aber wir fuhren hin, zu den Haien und allem, obwohl Emmy Schiss hatte. Jeder Hund hat seinen Tag.

Tante June machte Schichtarbeit und fuhr in ihrer Freizeit mit uns herum, und weil ich ein Kind war, dachte ich nicht groß darüber nach. Eines Nachts oder frühmorgens

kam sie nach Hause, und ich war noch wach, wollte sie aber nicht erschrecken, indem ich irgendwas sagte, und nach einer Weile war es so komisch, in diesem Kissennest zu liegen und sie heimlich zu beobachten, dass ich mich nicht mehr traute. Sie schenkte sich ein Glas Wasser ein, streifte die weißen Schuhe von den Füßen, setzte sich an den Tisch und starrte das Glas an. Strich sich mit allen Fingern durchs Haar, als würde sie es kämmen, genau wie Maggot manchmal. Sie hatte die gleichen blauen Augen und dunklen Wimpern, für die seine Cousinen getötet hätten. Ich hatte Maggots Mom nie gesehen, aber jetzt dachte ich daran, dass sie Tante Junes kleine Schwester war, dass die beiden miteinander gespielt hatten. Und hier legte die eine sich mächtig ins Zeug, um Leute wieder zusammenzuflicken, während die andere zehn bis zwölf Jahre in Goochland absaß, weil sie versucht hatte, jemand in Stücke zu schneiden, was ihr um ein Haar auch gelungen wäre.

Tante June streckte die Beine aus, lehnte sich auf dem Stuhl zurück und rührte sich so lange nicht, dass ich schon dachte, sie wäre eingeschlafen. Nach einer Weile hörte ich sie ausatmen, so langsam und leise wie eine Luftmatratze, die ein kleines Loch hat. Es war unglaublich, wie viel sie rauslassen musste. Es hörte gar nicht mehr auf.

Der Tag im Aquarium war der beste Tag meines Lebens. Wenn ich das echte Meer je zu sehen kriege und es besser ist als das Undersea Wonders in Gatlinburg, hab ich was zum Staunen. Es gab nichts, was es da nicht gab: Seepferdchen, Oktopusse, kopfüber schwimmende Qualen. Flache Becken, wo man die Hand reinstrecken und irgendwas anfassen konnte. Die Hauptattraktion war der

Haifischtunnel, der durch ein riesiges Becken mit den größeren Fischen führte: Haie, Rochen, Schildkröten. Schildkröten so groß wie ein Honda. Ein Sägefisch, der so ähnlich ist wie ein Hai, nur dass er vorn am Kopf so was wie eine Motorsäge hat. Kein Scheiß.

An dem Tag kam Mrs Peggot mit. Einer musste immer zu Hause bleiben, weil nicht alle in den Wagen passten. Wenn es Mr Peg war, dann reparierte er irgendwas. An anderen Tagen war es Mrs Peggot, und die hatte dann das Abendessen fertig, und davon bekam Tante June Heimweh. In Gatlinburg hörten Mrs Peggot und Tante June gar nicht mehr auf zu reden, obwohl es da krasses Zeug zu sehen gab, das sie sich hätten ansehen sollen, zum Beispiel den Sägefisch. Außerdem hatte Mrs Peggot für den Eintritt ein Wahnsinnsgeld bezahlt, so um die hundert Dollar. Aber wir würden bald wieder heimfahren, und wahrscheinlich mussten Mutter und Tochter noch über vieles reden. Darüber, dass Tante June so viel arbeitete, was Mrs Peggot nicht gut fand, und über irgendwas mit Dienstzeit oder Versetzung an ein anderes Krankenhaus. Über einen Typ namens Kent, mit dem sie vielleicht mal ausgehen wollte und der Pharmavertreter war. Weil Tante June durch und durch solide war, reimte ich mir zusammen, dass ein Pharmavertreter vermutlich was ganz anderes war als ein Dealer. Aber das alles ging mich natürlich überhaupt nichts an.

Wir hoben uns den Haifischtunnel bis zum Schluss auf, weil er das Beste war und weil Tante June und Emmy seit einer Woche verbissen darüber stritten, ob Emmy da reingehen würde oder nicht. Anfangs sagte Emmy, sie würde nicht mitfahren, basta. Ihr nächster gescheiterter Plan war, im Wagen zu bleiben, während wir uns die

Undersea Wonders ansahen. Tante June hatte so eine Art, ganz cool zu bleiben, aber man wusste: Entweder man tat, was sie sagte, oder man konnte sich verpissen. Man konnte sich gut vorstellen, wie sie in der Notaufnahme stand und sagte: »Tut mir sehr leid, dass Sie ein paar Schusswunden haben, Sir, aber ich hab hier was zu erledigen.« Lange Rede, kurzer Sinn: Emmy würde in den verdammten Haifischtunnel gehen. Tante June sagte, dass sie beim ersten Mal zu jung gewesen war und sich jetzt wieder auf das Pferd setzen musste, um zu sehen, dass sie keine Angst zu haben brauchte.

Da waren wir also. Tante June beachtete Emmy gar nicht weiter, und Maggot und ich fuhren komplett ab: ringsum eine Million Tonnen Wasser, in dem riesige Tiere schwammen. Der Boden bewegte sich vorwärts, damit hatte ich nicht gerechnet. Wir wurden von unseren Schuhen in die düsteren Tiefen gezogen. Ich drehte mich zu Emmy um. Herrgott – sie stand am Eingang und war erstarrt. Leute mit Kinderwagen und Getränken drängten sich an ihr vorbei in diesen Tunnel, für den sie gutes Geld bezahlt hatten, aber Emmy hatte Angst.

Ich dachte nicht groß nach und ging zurück, kam aber auf dem dahingleitenden Boden nicht voran, ein bisschen wie in einem Traum, weil es sich anfühlte, als wäre die Zeit nicht wie sonst. Emmy sah mich verängstigt an. Ich schlängelte mich zwischen den Leuten hindurch, die zu den Meerestieren hochschauten, war praktisch Aquaman in der Lagune von Atlantis, und dann hatte ich auf einmal festen Boden unter den Füßen, und Emmy hing an mir wie eine Ertrinkende.

»Schon gut«, sagte ich. »Wir hätten dich hier nicht stehen lassen.«

»Aber sie schon. Sie hat sich nicht mal umgedreht.«

»Sie wäre nicht ganz rausgegangen. Sie wäre nach dem Tunnel wieder hergekommen.«

Emmy zitterte. »So hats aber nicht ausgesehen.«

»Doch, bestimmt«, sagte ich. »In so was ist Tante June unschlagbar. Die behält den Überblick.«

Ich nahm an, dass ich mit ihr würde warten müssen, bis die anderen zurückkamen. Und mir dann für den Rest meines Lebens Maggots Geschichten über den Scheißhaifischtunnel in Gatlinburg anhören durfte. Aber warum auch immer – plötzlich sagte Emmy: »Okay, gehen wir.« Ich musste ihre Hand halten. Sie kniff die Augen zu.

Dass Tante June den Überblick behielt, stimmte. Bei meiner Mom stimmte es nicht, in keiner Weise und Hinsicht. Im Grunde versprach ich Emmy, dass man auf das Leben vertrauen konnte. Dabei wusste ich es besser. Ich hätte sie in ihrem Bauchgefühl bestärken sollen: Steig nicht wieder auf das Pferd, denn es wird dich bei jeder verdammten Gelegenheit abwerfen. Vielleicht hätte sie dann den Scheiß durchschaut, mit dem sie es später zu tun kriegte, und vielleicht wäre es besser ausgegangen. Aber jetzt hab ich schon zu viel gesagt. Tut mir leid.

Tante June gab jedem von uns fünf Dollar für den Shop. Maggot kaufte sich einen Hammerhai aus Plastik, Emmy Fruchtbonbons, und alle warteten auf mich. Kurz entschlossen kaufte ich etwas für Emmy, ein schmales silbernes Armband mit einer eingearbeiteten Schlange. Auf der Verpackung stand »Muräne«, aber egal. Ich gab es ihr auf dem Weg zum Auto und sagte, dass sie Schlangen wahrscheinlich auch hasste, aber es wäre so was wie eine Tapferkeitsmedaille. Sie sagte nur danke. Auf dem Rückweg erwähnte sie, dass sie sich in mich verliebt hätte

und wir heiraten würden, wenn wir alt genug wären. Okay, antwortete ich – ich kannte ja inzwischen die Befehlskette. Aber um ehrlich zu sein, war ich irgendwie geschockt. Warum ich?, fragte ich sie. Warum nicht Maggot? Und sie sagte: Mann, Matty ist mein Cousin.

Das gab mir den üblichen Stich, verwandtenlos, wie ich war. Ich hatte nicht bedacht, dass das auch von Vorteil sein konnte, weil Emmy mich dann nämlich lieben konnte. Ich sagte ihr, ich wüsste nicht, wie das ging, sie sagte, keine Sorge, und dass sie das die ganze Zeit mit den Jungs in der Schule und im Eisstäbchenhort machte.

Maggot sagte, das wäre der Beweis, dass sie eine Schlampe war. Ich glaube, er fühlte sich ausgeschlossen.

Als wir für den Heimweg packten, kam Emmy mit ihren Anweisungen. Ich sollte Mom überreden, mich mit Emmy telefonieren zu lassen. Das war ja in den Neunzigern – keine SMS, kein Facebook. Wenn ich nicht anrief, sagte Emmy, würde sie mit mir Schluss machen und einen anderen lieben. Kann man nicht früh genug lernen, würde ich sagen. Aber seit wir nach Knoxville gefahren waren, hatte ich nicht besonders oft an Mom gedacht, obwohl sie doch immer »Vergiss mich nicht« gesagt hatte, was mir damals blöd vorgekommen war. Wer vergisst schon seine Mom? Und trotzdem hatte ich sie vergessen.

Ich machte es wieder gut, indem ich auf dem Heimweg sehr viel an sie dachte. Die Fahrt dauerte zwei Stunden, aber wir hielten zum Tanken und für eine Cola am Cumberland Gap, und dann noch mal an dem Park mit den Bisons. Mr Peg war der langsamste Fahrer, den man sich vorstellen kann. Schließlich bogen wir mit nervenzerfetzenden zehn Stundenkilometern in die Zufahrt ein,

und ich war drauf und dran, die Tür aufzureißen und mich rausfallen zu lassen, bevor der Wagen zum Stehen kam. Aber Mrs Peggot drehte sich um und legte mir die Hand auf den Arm, während die anderen ausstiegen. Sie meinte, sie müsste mir was sagen, und war nervös. Mir gefiel das kein bisschen.

»Aber nicht, dass sie tot ist. Ich kann sie nämlich sehen«, sagte ich. Mom musste den Wagen gehört haben, denn sie war rausgekommen und wartete auf der Veranda.

»Nein, niemand ist tot. Ich habe gute Nachrichten«, sagte Mrs Peggot. »Du hast einen Daddy.«

»Aber der ist doch tot«, sagte ich, obwohl ich ja respektvoll sein wollte.

»Äh, nein, eigentlich nicht. Jedenfalls nicht der, den ich meine.«

Ich dachte an das Grab, in dem er lag. Darüber war oft gesprochen worden, als es darum gegangen war, ob ich es sehen sollte. Ich platzte heraus: »Lazarus ist nicht wirklich passiert!«

Sie sah mich mit einem seltsamen Blick an. »Nein, nicht der. Ein neuer. So, jetzt weißt du es, also los.«

Ich verstand nichts, auch nicht, als ich auf der Veranda war und Mom mich umarmte und abküsste. Dann kam Stoner raus. Für einen Sekundenbruchteil fragte ich mich, was er wohl dazu sagen würde, dass ich einen neuen Dad hatte, und dann kapierte ich es.

5

In den zwei Wochen, in denen ich nicht da war, hatte Mom Folgendes getan:

1. Stoner geheiratet
2. Sich für ein Flitterwochenende in Luray Caverns freigenommen
3. Die Möbel umgestellt.

Mein Zimmer war das größere, aber laut Mom mussten wir jetzt tauschen, denn Mom und Stoner waren zu zweit und ich bloß einer. Sie sagte, wir würden ziemlich bald in ein besseres Haus ziehen, denn Stoner verdiente gut. Ich lief durch ein Haus, das nicht mehr meins war, und Stoner legte die Füße auf den Couchtisch, ohne die Stiefel auszuziehen, blätterte in seiner *American Iron* und hatte nicht mal ein Hemd an, bloß ein Muscle Shirt. Als wäre das jetzt sein Königreich, als bräuchte er keinen mehr zu beeindrucken.

In meinem Zimmer, das nicht meins war, stand das Bett unter dem Fenster, wo ich es nicht haben wollte, und meine Actionhelden waren in einer vollkommen idiotischen Ordnung im Regal aufgestellt: die roten bei den roten, die grünen bei den grünen, ohne Rücksicht auf ihre jeweiligen Allianzen und Superkräfte. Es sah aus, als

wäre hier irgendein hirnloses Geisterkind eingeschlossen gewesen, das sein Zeug absolut bescheuert sortiert hatte.

Außerdem lebte in Maggots und meinem Fort jetzt ein Hund. Riesig und schwarz wie Vandal Savages Bart, mit hasserfüllten Augen. Er bellte und warf sich gegen den Maschendraht, sobald jemand in seine Nähe kam.

Die Schule fing in ein paar Wochen wieder an, und zum allerersten Mal wünschte ich mir, die Ferien wären vorbei. Wer hätte das gedacht? Bis dahin verbrachte ich so viel Zeit wie möglich bei Maggot und sagte ihm, wie froh er sein konnte, keine Eltern zu haben, mit denen er klarkommen musste. Maggot gab mir vollkommen recht. Von seinem Zimmer im ersten Stock sahen wir Stoner zu, wenn er im Hundezwinger seine »Sessions« mit Satan veranstaltete. Falls ihr glaubt, ich wäre vielleicht ein bisschen überempfindlich: Den Namen hatte sich der Arsch selbst ausgedacht. Er führte den Hund auf den Weg des Tötens, indem er ein rohes Steak schwenkte und immer wieder wegriss, bis das Vieh komplett durchdrehte. Darauf fuhr Stoner ab.

»Mutter aller Scheiße – du bleibst lieber hier, bis der Köter seinem Herrchen die Lunge rausgerissen hat«, lautete Maggots überflüssiger Rat. Das war mein Plan für den Rest des Sommers. Wenn die Schule wieder anfang, würde ich nur nachmittags drüben sein. Ich nahm an, dass die Peggots einverstanden waren.

Doch dann war es Mom, die nicht einverstanden war. Sie fing an, Fragen zu stellen. Versuchten die Peggots, mich gegen Stoner aufzuhetzen? Nicht nötig, sagte ich, das hätte er schon selbst erledigt. Sie schmierte mir eine für mein vorlautes Mundwerk. Aber damit war noch nicht Schluss. Sie führte sich auf, als wäre die Meinung der

Nachbarn über ihren neuen Mann wichtiger als meine. Oder ihre.

Schließlich wurde ich wütend und sagte ihr, was Mrs Peggot damals gesagt hatte: dass es Stoner egal wäre, wenn ich von seiner Harley fallen und mir den Schädel brechen würde. Sie kriegte große Augen und verbot mir für den Rest der Woche, nach nebenan zu gehen. Sie war klein, eigentlich winzig, was laut Mrs Peggot daran lag, dass sie mich gekriegt hatte, bevor sie selbst ausgewachsen war. Jedenfalls hatte ich mit zehn größenmäßig ziemlich aufgeholt und ihr schon einige Male gesagt: »Versuch doch, mich dran zu hindern.« Jetzt zum Beispiel.

Diesmal war die Antwort, dass sie das vielleicht nicht konnte, Stoner aber ganz bestimmt. Und wenn ichs genau wissen wollte: Vielleicht war es ja genau das, wofür sie einen Mann brauchte.

Mit anderen Worten: Unser Zuhause verwandelte sich in eine Kampfzone. Ich war zu wütend, um mir darüber Gedanken zu machen, wobei Mom, glaube ich, so ihre eigenen Zweifel hatte. Stoner saß ihr ständig im Nacken und wollte wissen, warum sie sich anzog wie eine Hure und mit wem sie auf der Arbeit flirtete und wohin sie danach ging (nirgends). Er verlangte sogar, dass sie nicht mehr zu den AA- und NA-Treffen ging, weil da hauptsächlich Männer waren. Er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, sie daran zu erinnern, dass sie jetzt verheiratet war und sich nicht mehr rumzutreiben hatte.

Vielleicht waren Moms aufmunternde Worte also genauso sehr für sie selbst bestimmt wie für mich. Dass wir von Glück sagen konnten, weil Stoner einen guten Job hatte. Zugegeben: In Lee County war das ein Punkt, gegen den sich nichts einwenden ließ. Die Firma, für die

er arbeitete, lief gut, er verdiente ordentlich, wir brauchten uns keine Sorgen zu machen.

Der Job, der ihn zum wiedergekehrten Jesus machte? Lastwagenfahrer. Er fuhr einen Sattelschlepper und hatte eine Sonderlizenz, sodass er nicht bloß irgendwelchen gewöhnlichen Kram herumkarren durfte, sondern *Bier*. Oder, wie Stoner es nannte, das *Produkt*. Auslieferungsfahrer für Anheuser-Busch. Er musste einmal im Jahr einen Test machen und beweisen, dass er fünfundsiebzig Kilo Produkt heben und irgendwohin tragen konnte. All das und noch viel mehr, was ich gar nicht wissen wollte, erzählte er mir, während er auf dem Rücken liegend die Hanteln stemmte, die zusammen mit gewissen schlechten Gerüchen und Satan bei uns eingezogen waren. Die Hanteln nahmen den größten Teil des Wohnzimmers ein, umso mehr, wenn er auch noch da rumlag in seinem verschwitzten Unterhemd und mit seinen Ledermanschetten. Die Adern an seinem Hals traten hervor, als würden sie gleich platzen, und er grunzte wie beim Scheißen. »Auslieferung von Getränken an über fünfzig Kunden und Rücknahme von Leergut«, sagte er, der Professor für Laberkunde. »Absolute Zuverlässigkeit, unter allen Bedingungen.«

Krankenversicherung war das Wort, bei dem Mom ganz aufgeregt wurde. Falls bei mir die Mandeln rausmussten oder ich angefahren wurde, wäre das abgedeckt. Ebenso die ADHS-Pillen, die ein paar Lehrerinnen vom ersten Schultag an für mich empfohlen hatten. Stoner war ganz dafür: Ja, dieses Talin oder wie es hieß würde mich vielleicht mal ein bisschen runterdimmen. Mom war unentschlossen. Auf jeden Fall wollte sie mit mir zum Zahnarzt gehen, ob es nun nötig war oder nicht. Meine

Begeisterung hielt sich in Grenzen. Von manchen hatte ich gehört, dass es die reinste Folter war, andere meinten, es wäre gar nicht so schlimm. Ich selbst war noch nie beim Zahnarzt gewesen.

Bald stellte ich fest, dass aufgebohrte Zähne noch das Beste von dem waren, was mich erwartete. Stoners Plan, den er mir eines Morgens beim Frühstück darlegte, nachdem Mom zur Arbeit gegangen war, sah für den jungen Demon ein ganz neues Leben vor. Ich sollte Selbstdisziplin lernen, wie in der Army. Nicht dass Stoner je in irgendwas Armeeähnlichem gedient hätte. Wahrscheinlich hatte er den Film gesehen.

Meine Mom ist zu nachsichtig mit mir gewesen, sagt Stoner, beugt sich über seine Schüssel und schlabbert seine Cheerios mit Milch, und ich denke nicht zum ersten Mal, dass er frisst wie ein Hund. Sogar seine rote Plastikschüssel könnte ein Hundenapf sein. Meine Mutter, sagt er, hat mir zu viel durchgehen lassen, aber jetzt werde ich lernen, ein anständiger Mensch zu sein, mit Disziplin und Respekt vor anderen.

Dazu habe ich nichts zu sagen.

Stoner holt blitzschnell aus und knallt mir eine. Mein Löffel fliegt auf den Boden. In meinem Ohr fiept es, meine Wange brennt. Ich starre ihn an. »Was hab ich denn gemacht?«

»Du arroganter kleiner Scheißer. Es geht nicht darum, was du machst, sondern was du denkst.«

Was habe ich gedacht? Dass Stoner sein Frühstück frisst wie ein Hund. Ein Hund mit Tunnelohrringen. Dass ich zu gern mal eine Leine an einem dieser Dinger festklipsen und einen schönen langen Spaziergang mit ihm machen würde.

»Es läuft jetzt so«, erklärt er seelenruhig. Streicht sich mit dem Handrücken die Milch aus dem Bart und kratzt sich den tätowierten Kopf. Ist ja keine Überraschung, sagt er, dass ich so ein Rotzbalg bin. Woher soll Mom auch wissen, wie man ein Kind erzieht? Wo sie selbst bei Pflegeeltern aufgewachsen ist. Da ist es ja praktisch unvermeidlich, dass ihr Kind auch ein Totalversager wird. Und ich denke: *Wenn er gerade gesagt hat, dass Mom eine Totalversagerin ist, warum genau hat er sie dann eigentlich geheiratet?* Darum kriege ich nicht so genau mit, was er sonst noch alles labert, nämlich wie froh wir sein können, Mom und ich, dass Stoner gekommen ist und uns zeigt, wo es langgeht.

Ich sitze da, die Fäuste auf dem Tisch, dazwischen meine Frühstücksschüssel. Mein rothaariger Kopf ist noch auf den Schultern. Stoner frisst. Ich rühre mich nicht, zucke nicht mit der Wimper. Ich hab den Film auch gesehen. Die Milch in meiner Schüssel kann sauer werden, aus Tag kann Nacht werden – mir egal. Ich bleibe hier sitzen. Stoner schiebt seinen Stuhl zurück, knallt seine Schüssel in die Spüle und geht raus. Die Fliegengittertür fällt zu.

Ich hebe den Löffel auf und esse meine Frühstücksflocken. Das ist der Sieg, den ich errungen habe, wenn es denn einer ist. Ich fülle mich wie eine Schüssel unter einem tropfenden Wasserhahn. Ich fülle mich mit Hass und warte.

Ich erzählte Mrs Peggot von Stoner, und sie sagte, sie würde entweder mit Mom reden oder das Jugendamt anrufen. Ich entschied mich für Mom. Also redeten sie. Ich merkte, dass Mom richtig sauer auf Stoner wurde.

Vielleicht hatte sie nicht geahnt, wie schlimm diese Von-Mann-zu-Mann-Scheiße inzwischen war. Jedenfalls versuchte sie, ihn etwas zurückzudrängen. Eines Abends brachte sie eine Pizza mit, und als wir die im Wohnzimmer vor dem Fernseher aßen, verkündete sie mit dieser munteren Zwitscherstimme, sie hätte immer noch ihre eigene Meinung, und die könnte sie in ihrem eigenen Haus ja wohl auch sagen. Das war in einer Werbepause.

Meinung wozu, wollte Stoner wissen, und sie: Zu mir. Dass ich immer noch *ihr* Sohn war. Stoner schwieg. Der Film – eine Folge von *Law and Order* – ging weiter, aber mir war der Appetit vergangen. Es war eine Pizza Hawaii von Pro's mit Schinken und Ananas, meine Lieblingspizza, was Mom natürlich wusste, Stoner aber nicht – eine verschlüsselte Botschaft von ihr an mich: *Gib das Schiff nicht auf, ich stehe hinter dir*. Jetzt, als Stoner ganz still wurde und seine Augen was Brutales kriegten, konnte ich wohl von Glück sagen, wenn ich das, was ich schon gegessen hatte, nicht wieder auskotzte.

Der Film war vorbei. Stoner stand auf, schaltete den Fernseher aus und setzte sich wieder hin, gegenüber von Mom. »Verstehe«, sagte er. »Weil Alkis und Pillenfreaks sich ja so toll um ihre Kinder kümmern.«

Mom sah zu mir. *Das Haus brennt*, sagte ihr Blick, *und es tut mir so leid, dass ich am liebsten sterben würde*.

Ich wusste, dass es ihr leidtat. Das hatten wir schon hundertmal gehabt. Es war Schritt 9: Bitte alle um Verzeihung, denen du Schaden zugefügt hast. Das und die höhere Macht, die Inventur im Inneren, die Umsetzung der Schritte – das alles hatten wir miteinander durchgemacht. Sie hatte sich Mühe gegeben, und fairerweise muss ich sagen, dass sie sich wohl noch immer Mühe gab.

»Mom ist clean«, sagte ich. »Damit sie mich behalten kann.«

»Und wer zum Teufel hat dich gefragt?« Er beugte sich über den Couchtisch, klappte die Pizzaschachtel zu und schob sie beiseite, bis sie für mich, weil ich auf dem Boden saß, außer Reichweite war. Als wäre ich ein Tier, das er abrichten wollte und das gerade aus seiner Gunst gefallen war. Dann wandte er sich wieder zu Mom.

»Du liebst dein Kind so sehr, dass du es von deinen Scheißnachbarn aufziehen lässt. Wir haben darüber gesprochen. Ich habe was dazu gesagt. Aber du hast nicht zugehört. Er verbringt mehr Zeit bei den verdammten Peggots als in seinem eigenen Haus. Oder täusche ich mich?«

»Nein«, antwortete Mom.

»Nein, ich täusche mich nicht. Du sitzt hier und drückst beide Augen zu, während er mit der kleinen Schwuchtel von nebenan rumrennt, der mit der Knackimutter. Oder täusche ich mich?«

Mom sagte nichts.

»Die Hurenmutter von der kleinen Schwuchtel, die im *Knast* sitzt, weil sie ihren Scheißfreund abgestochen hat.« Stoner beugte sich zu Mom und brüllte: »Oder. Täusche. Ich. Mich?«

Sie nickte, dann schüttelte sie den Kopf. Sie war verwirrt vor lauter Angst. Er wandte sich zu mir.

»Ist das dein Plan, Demon? Du willst mal ne Schwuchtel werden?«

»Ich hab gar keinen Plan«, sagte ich. Nicht zu fassen, dass das alles wirklich passierte.

»Ach ja? Du hast nicht vor, dir einen Freund zu suchen und ihn abzustechen und im Knast zu landen, wo du von

den anderen Knackis durchgefickt wirst? Ist das die Art von Leuten, die wir in dieser Familie haben wollen?»

Was Stoner wohl davon halten würde, als Antwort eine Ladung Kotze abzukriegen? So war mir nämlich gerade zumute. Aber er beachtete mich nicht, sondern fiel wieder über Mom her. Mein Vorrat an Mitleid mit ihr war inzwischen ziemlich aufgebraucht. Dass sie dieses Arschloch heiraten sollte, war nicht meine Idee gewesen.

»Sags ihm«, schrie Stoner sie an. »Sags ihm jetzt, damit wir es alle hören können. Er wird nicht mehr rübergehen und mit dieser Schwuchtel spielen. Nicht morgen und auch sonst nicht mehr. Oder es passiert was.«

Sie sagte es. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich ihr das je verzeihen würde.

Bis zum Schulbeginn ging ich kaum noch raus. Es regnete die ganze Woche, wodurch es sich noch viel mehr nach Hausarrest anfühlte. Ich sah mir tausend Wiederholungen von *X-Men*, *Iron Man*, *Exosquad*, *Spawn* und *Hulk* an, und wenn Stoner fernsehen wollte, ging ich in mein Zimmer und las die Comicversionen. In meinem Notizbuch zeichnete ich Stoner als Superschurken, der auf verschiedene Weisen erledigt wurde. Irgendwann vermischten sich diese Filme und Comics, meine Zeichnungen und Träume so sehr, dass es war, als gäbe es gar kein Ich mehr. Nur einen stillen Jungen, der aussah wie ich und eine Bestie in sich trug, die darauf wartete, mit einer rasenden Gamma-Krieger-Explosion auszubrechen.

Wie gesagt: Wenn man genau hinsieht, lernt man Unterschiede. Großes *Wenn*. Vielleicht das größte der Welt. Warum sieht man bei Schlangen überhaupt nicht hin und bei manchen menschlichen Dingen so übergenau?

Ihr kennt mich und Maggot nicht. Hättet ihr uns, sagen wir, in der zweiten Klasse gesehen, hättet ihr gedacht: Zwei von derselben Sorte. Zwei mehr oder weniger weiße Jungs. Mein toter Vater war ein Melungeon gewesen – die gehen meist als weiß durch – und meine Mom war eine kleine Blondine. Ich bin also nicht so weiß wie andere, aber weiß genug, um dafür zu gelten. Zwei kleine Racker mit schmutzigen Fingernägeln und Walmart-Turnschuhen. Wenn ihr aus der Stadt seid, würdet ihr wahrscheinlich sagen: Zwei kleine Hillbillys. Im Doppelpack.

Jetzt greife ich mal vor, womit ich mein Versprechen breche, aber nur ganz kurz. Neunte Klasse. Ich habe lange Haare und ein rotes Oberlippenbärtchen. Maggots Haar ist schulterlang, und er hat angefangen, seinen Cousinen Eyeliner und Nagellack zu klauen. Wenns sein muss, steckt er das Zeug auch bei Walgreens ein. Er kriegt Taschengeld, aber ein Junge kann nicht da reingehen und so was kaufen. Denn Maggot will es ja benutzen. Und auch mal was anderes als Turnschuhe tragen. Mrs Peggots selbst genähte Sachen lehnen wir inzwischen entschieden ab: Nein danke zu Fransen-Cowboyhemden. Aber Maggots Geschmack hat sich wieder dem Aufsehererregenden zugewandt.

Seht uns an: zwei Jungen, einer hetero, der andere schwul. Ganz gleich, wer ihr seid oder was ihr sagt – »Schön für ihn« oder »Ich würde ihm am liebsten die Fresse einschlagen« oder sogar »Mir doch egal« –, ihr würdet trotzdem sehen, was ihr seht. Einen Jungen und einen Schwulen. Das Auge sieht, was es für wichtig hält. Obwohl ich derselbe Junge bin, der ich vorher war, und Maggot auch. Er war immer derselbe Maggot.

Ich war derjenige, der damit angefangen hat, ihn Maggot zu nennen. Wir waren klein und fanden es zum Brüllen

komisch. Und ich war es auch, der den Namen weitertrug. Denn Matty Peggot ging in die Schule, und wie würde man ihn dort schon nennen, wenn nicht *Matty Faggot* – Matty die Schwuchtel? Das wollte ich sozusagen abfangen. Nicht dass der andere Name gar nicht ausgesprochen wurde. Das kam vor. Aber – abgesehen von dem einen Abend mit Stoner – nicht, wenn ich dabei war.

Mir war schon klar, was die Leute dachten. Aber wenn ein Wort mal in der Welt ist, kriegt es Zähne. Und jetzt spürte ich, wie sich dieser Wurm giftspritzend durch mein Hirn fraß und die Art, wie ich Maggot sah, verändern wollte. Wie ich mich fühlte, wenn andere uns zusammen sahen.

Bis dahin hatte ich ohne besonderen Ehrgeiz Gründe gesammelt, Stoner zu hassen. Aber an jenem Abend wurde ein Feuer entfacht. Für das, was er mit meinem Kopf gemacht hatte, wollte ich den Mann verbrennen.

Wie Maggots Mutter ins Gefängnis gekommen war. Was wusste ich damals davon, als Maggot und ich noch mit rosigen kleinen Hirnen und kurz geschorenen Radiergummiköpfen rumliefen? Mrs Peggot versuchte, das Schlimmste von uns fernzuhalten. Aber wenn eine Geschichte alle nötigen Zutaten enthält, wird sie zur Legende, hier, wo wir unsere Nachbarn so sehr lieben, dass wir nicht aufhören können, über sie zu reden. Jeder, der Ohren hat, kriegt die Geschichte zu hören. Und Ohren hatten wir.

Es fängt an wie so oft: Ein Mädchen verknallt sich in den Falschen. Wir reden von Mariah Peggot. Alle sagen, sie soll sich nicht mit Typen wie Romeo Blevins rumtreiben. Er ist viel zu alt für sie, und außerdem, seien wir mal ehrlich, sieht er auch viel zu gut aus. An Mariah gibts nichts auszusetzen, aber sie ist nicht gerade die Familienschönheit. Die Peggots haben vier Töchter. In den Achtzigern machen die drei ältesten es größtenteils unter sich aus, wenn in Lee County eine Homecoming- oder Festival-Queen gewählt wird. Sie sind Cheerleader, süße Mädels. June ist Jahrgangsbeste und trotzdem so gefragt, dass sie sich ihre Dates aussuchen kann – so was hats noch nie gegeben. Alle stehen auf die Peggot-Mädchen. Und dann ist da die kleine Mariah, flachbrüstig, grobknochig,

störrisch wie Dreck. Nicht hässlich, aber sie wird nie zur Königin von irgendwas gekrönt werden, und zwar wegen diesem Blick, den sie hat: *Wehe, du fragst mich, ob ich eine von diesen Scheiß-Peggot-Schwestern bin.*

Während Romeo der reinste Hengst ist. Sieht aus wie ein Zeitschriftenmodel, wie einer von diesen Typen in der J.-C.-Penney-Werbung, die nicht in tausend Jahren solche Altmännerklamotten anziehen würden, wenn sie nicht massig Geld dafür kriegen würden. Er ist topfit, hat ein Killerlächeln und eine Löwenmähne, das volle Programm. Wer weiß, wieso Romeos Blick überhaupt auf sie gefallen ist – jedenfalls kommt es Mariah vor, als hätte sie das große Los gezogen, und Romeo sieht es genauso. Wenn das Glück Bestand haben soll, muss sie sich als eine von denen, die dankbar den Segen seines goldenen Schwanzes empfangen, zu seiner persönlichen Verfügung halten und ohne ein Wort der Klage irgendwelchen Kram für ihn erledigen. Für ein Date mit Romeo kann es schon mal nötig sein, zu ihm zu fahren und seine Wäsche zu waschen. Er hat ein A-Frame-Haus mit drei Zimmern mitten im Wald auf dem Hügel bei Duffield, und seine Geschäfte als Automechaniker mit Lieferwagen und eigenem Werkzeug laufen gut. Er macht nicht den üblichen Schmiermaxenkram – wir reden hier von Elektronik. Immer mehr Autos haben jetzt diese raffinierten Chips für alles Mögliche von den Fensterhebern bis hin zu den Bremsen, und die können von einer Sekunde auf die andere komplett den Geist aufgeben. Und dann kommt Romeo mit seiner mobilen Werkstatt, der Retter in der Not, herbei und kann verlangen, was er will. Denn man hat ja das große Los gezogen, indem man ihn und sein hübsches Gesicht zu Hilfe gerufen hat.

Mrs Peggot ist nicht dumm. Sie sagt: »Nicht alles, was glänzt, ist Gold«, und dass das aufhören muss. Mariah geht noch zur Schule und sieht keine andere Möglichkeit, als sich heimlich mit ihm zu treffen. Vielleicht will die kleine Schwester auch mal Königin für einen Tag sein, oder vielleicht liebt sie ihn auch wirklich. Egal, jedenfalls macht sie nicht Schluss. Wenn sie auch nur dran denkt, sieht er sie mit seinem Lächeln an, und sie schmilzt dahin. Im Haus der Peggots ist Mariahs vorletztes Highschool-Jahr ein einziges endloses Hin und Her: »Du kennst ihn nicht, er ist echt lieb«, und: »Von wegen – der ist ein Fuchs im Hühnerstall«, und: »Wenn wir allein sind, ist er ganz anders«, und das endet immer mit: »Ich hab dich gewarnt, Mädchen, also komm später nicht heulend angerannt.« Bis – Kapitel 2 – Mariah schwanger wird und in das A-Frame-Haus im Wald bei Duffield zieht.

Wie sich rausstellt, ist das ganz und gar nicht das, was Romeo vorschwebt. Das Baby ist noch nicht mal geboren, da zieht er schon vor Gott und der Welt mit anderen Frauen herum. Und findet, Mariah kann froh sein, seinen Samen empfangen zu haben. Immerhin ist sie ja diejenige, die einfach schwanger geworden ist, oder nicht? Dann kommt das Baby, und Mariah fühlt sich nicht mehr wie die große Lotteriegewinnerin. Sie ist todmüde und liegt ihm in den Ohren, er soll zu Hause bleiben und ihr helfen, auf jeden Fall aber aufhören, in der Welt herumzuvögeln. Dafür wird sie zur Empfängerin von ganz anderen Sachen als seinem goldenen Schwanz und dem Killerlächeln. Eines Abends zoffen sie sich wieder, und sie droht, ihre Schwester June anzurufen, damit die kommt und sie mit dem Baby von da wegholt. Er reißt das Telefon aus der Wand, schlägt sie zu Boden und fesselt ihr mit dem

Telefonkabel die Hände auf den Rücken. Sie schreit, aber er zerrt sie raus und bindet sie am Verandageländer fest. Holt seine Ruger, steckt ihr den Lauf in den Mund und fragt, wie es ihr gefällt, mit ihrer großen Klappe an so einem kalten Stahlschwanz zu lutschen. Malt ihr mit dem Lauf, der nass von ihrer Spucke ist, ein großes Lächeln aufs Gesicht und sagt, damit sollte sie mal probieren, dann sieht sie nicht so hässlich aus. Er reißt ihre Bluse auf, malt ihr mit seinem kalten Spuckestift ein großes Herz auf die Brust und sagt, sie soll sich mehr Mühe geben und was Schärferes tragen als diese scheißhässlichen Still-BHs. Warum sie das Balg eigentlich noch immer stillt, wo es doch praktisch schon laufen kann – ist ja widerlich. Da kriegt die gottverdammte Mariah Peggot endlich mal anständige Titten, und dann gehören sie einem gottverdammten Kleinkind.

Irgendwann wird es Romeo zu langweilig. Er steckt die Knarre ein und fährt weg. Allerdings nicht mit seinem Lieferwagen – Mariahs Chevy Monza ist das bessere Fluchtfahrzeug. Aber das ist noch nicht das Ende von Mariahs beschissenem Tag, sondern erst der Anfang. Romeo hat die Vordertür offen gelassen, sodass sie Matty in seinem Laufstall im Wohnzimmer sehen kann. Sie muss zusehen, während er Hunger und schreckliche Angst kriegt. Er ist noch weit davon entfernt zu laufen, kann sich gerade mal aufsetzen. Er ist in dem Alter, in dem er eigentlich andauernd gestillt werden muss, und er schreit wie am Spieß und sieht sie durch den weißen Netzstoff des Laufstalls an: *Warummommywarum?*

Beim ersten Mal dauert es zwei Stunden, bis Romeo mit seinem hübschen Lächeln wieder aufkreuzt und sie fragt, ob es ihr leidtut. Sie sagt ja und rennt ins Haus, um

den armen Matty zu stillen und zu beruhigen. Das ist das, was in diesem Liebesnest als Versöhnung durchgeht.

Mariah kann nicht zu ihren Eltern gehen und sie fragen, ob sie wieder zu ihnen kommen kann – die habens ihr ja gleich gesagt. Außerdem ist sie so störrisch, wie der Tag lang ist. Sie bittet ihre Schwester um Hilfe. June wohnt noch zu Hause, geht aber aufs Community College und hat Köpfchen. Überhaupt haben alle Peggots was drauf, alle sind begabt und talentiert, bis auf Humvee, den mit den Vogelhäusern, der durch seinen kürzlichen Tod Unglück über die Familie gebracht hat. Dunkle Wolken über dem Haus der Peggots.

Es wird schlimmer. Romeo bleibt tagelang weg, und wenn er auftaucht, will er was zu essen und Sex, sofern ihm danach ist, aber meist ist er so hinüber, dass er bäuchlings auf dem Bett wegpennt und durch nichts zu wecken ist, am allerwenigsten durch das Piepen seines Pagers. Für Mariah ist das ein Grund zur Freude, denn er hat sie inzwischen mit allem möglichen Scheiß bedroht und ihr einen Zahn ausgeschlagen, und diese Fesselei wird zur Gewohnheit. Eines Abends bindet er sie wieder mal draußen an, während Matty sich in seinem Laufstall die Lunge aus dem Hals brüllt. Es ist jetzt Winter, die Tür steht offen, und Mariah ist sicher, dass ihr Kind diesmal sterben wird. Sie kann schreien, so viel sie will – da oben hören es nur die Eulen. Sie zerrt an den Fesseln, bis ihre Handgelenke bluten, aber Romeo ist ein umsichtiger Mann und weiß, wie man Knoten macht.

In der ersten Stunde weint Matty, bis sein kleines rotes Gesicht mit Rotz und Tränen lackiert ist. Die Wimpern kleben zusammen, das Kinn zittert. In der zweiten Stunde verstummt er, liegt ganz still da und sieht sie nur

an. In der dritten Stunde sind seine Augen geschlossen, sein kleiner Körper schlottert. Sie kann die Zeit nur schätzen, es können drei Stunden oder dreißig Minuten gewesen sein, aber als es dunkel wird, weiß sie, wie viel Zeit vergangen ist, und das ist der Punkt, an dem Mariah einfällt, wie man betet. Irgendwie hat sie das vor einer Weile vergessen, in der sechsten oder siebten Klasse, wo das Pflaster härter wird und einem Mädchen dämmert, dass Wut besser ist als Reue und Fordern besser als Bitten. Sogar wenn Gott im Spiel ist.

Aber Mariah ist auf sich gestellt und muss sich wieder aufs Bitten verlegen. Bitte lieber Gott lass mein Baby nicht sterben. Ihre Brüste sind steinhart und brennen, sie vergießt Milch und Tränen, brüllt wie eine Kuh. Im Dunkeln fängt Matty wieder an zu schreien und stößt das Geheul aus, das ein Baby sich aufspart für den Fall, dass es das Herz seiner Mutter zerspringen lassen will. Mariah spürt es wie ein Messer, das sich in ihre Brust bohrt und das Fleisch vom Knochen löst, aber sie dankt Gott, dass ihr Baby noch nicht gestorben ist, an Hunger oder Kälte oder dem Pech, in diese beschissene Familie in ihrem beschissenen A-Frame-Haus bei Duffield geboren worden zu sein. Romeo wird erst gegen Morgen zurückkommen. Diese Nacht ist der Wendepunkt in Mariahs Leben.

Wenn er nach Hause kommt mit seinem großen Lächeln, wird sie so tun, als täte ihr das alles sehr leid, wirklich. Sie wird eine große Show abziehen und ihn in dem Glauben wiegen, er wäre die Antwort auf ihre Gebete. Aber in dieser Nacht fällt ihr auch etwas anderes wieder ein, etwas, das sie vergessen hat, weil sie dumm war: dass Wut besser ist als Reue.

Mariah wird aus Romeos Wagen eine Klinge klauen,

die Klinge eines X-Acto-Messers, und die wird sie mit Klebeband an ihrem Körper befestigen, an einer Stelle, die sie erreichen kann, wenn er ihr wieder die Hände auf den Rücken fesselt und sie irgendwas Scharfes braucht. Sie klebt sich die Klinge an den Hintern, unter das »Schmetterlinge sind frei«-Schlagentattoo, von dem ihre Eltern noch gar nichts wissen. Noch ein Geheimnis, diese tröstliche Klinge, die sie jetzt immer dabei hat. Wenn er sie das nächste Mal fesselt, wird dieser Schmetterling sie befreien.

Diese Klinge ist es, mit der Mariah ihn schließlich bearbeitet. An dem Tag, an dem Romeo einmal zu oft besoffen herumbrüllt, sie und das Balg könnten ihn am Arsch lecken, bevor er zusammenklappt und so hinüber ist, dass Mariah ihn auf den Rücken drehen und ans Werk gehen kann. Sie schneidet von den Mundwinkeln nach außen, bis sie auf den Kieferknochen trifft, auf beiden Seiten, damit er dieses selbstzufriedene Grinsen für den Rest seines Lebens behält, und dann schnitzt sie ein großes Herz in seine Brust. Sie lässt sich nicht beirren vom Spritzen des Blutes, auch nicht vom Anblick des Wangenfetts, das klümpchenweise aus den klaffenden Wunden fällt, und auch nicht von den Schreien, als Romeo schließlich zu sich kommt. Sie geht nicht so weit, ihm den Schwanz abzuschneiden à la Lorena Bobbitt, aber was sie tut, ist genug. Sie kann sich den kleinen Matty schnappen und abhauen in dem Wissen, dass Daddy keine Werbung für Khakihemden von J. C. Penney mehr machen wird.

Der Gedanke, er könnte sie anzeigen, kommt ihr gar nicht. Sie ist natürlich noch jung und stammt aus einer guten Familie, wo man vielleicht nicht perfekt ist, aber zu seinen Fehlern steht. Wie man sich bettet, so liegt man –

so ist Mariah erzogen worden. Sie ist sich sicher, dass der Mann wusste, was auf ihn zukam, und dass es ihm letztlich leidtun wird. Nach allem, was war. Aber die Bösen zählen anders als die meisten Menschen. Alles Gemeine, was sie tun, landet auf der Macht-doch-nichts-Seite, aber was ihnen angetan wird, zählt doppelt.

Romeo Blevins nimmt sich einen Anwalt und führt die Jury hinters Licht, wie er Mariah und alle, die er kennt, hinters Licht geführt hat. Er ist der barmherzige Samariter, Mariah das verrückte, krankhaft eifersüchtige Miststück. Das Kind ist nicht mal von ihm, behauptet der Anwalt mit den Krokodillederstiefeln und der goldenen Uhr. Mr Blevins hat ein friedliches Leben geführt und sich um seine eigenen Angelegenheiten gekümmert, und dann ist sie gekommen und hat ihm nachgestellt. Es ist nicht das erste Mal, dass er so was am Hals hat – junge Mädchen kommen auf Gedanken und versuchen, einen vermögenden Mann auszunehmen. Das Ganze ist in den Achtzigern – andere Zeiten, das ganze DNA-Zeug ist noch nicht so richtig erfunden, und daher gilt das Wort eines Mannes. Und sein Vermögen. Und das Wort lautet: Romeo hat sich mitfühlend einer jungen ledigen Mutter angenommen, die von ihren Eltern vor die Tür gesetzt worden war und nicht wusste, wohin. Die dann plötzlich anfang zu klammern. Wenn er sich nachts auf den Weg machte, um einer alten Dame zu helfen, die mit ihrem Camry auf der Schnellstraße liegen geblieben war, bekam Mariah einen Anfall. Zu labil, um angemessen für ein Kind zu sorgen, wie der Kinderarzt bestätigte. Zweimal hatte sie den Kleinen ganz schwach und dehydriert zu ihm gebracht.

Je mehr Mariah im Zeugenstand weinte und klagte –

sie wäre gefoltert und über Nacht an das Verandageländer gefesselt worden, während das Baby im Haus war –, desto verrückter klang sie. Er benannte zehn Zeugen, sie hatte keinen einzigen. Die Peggots taten ihr Bestes für Mariah, aber einen Anwalt mit Krokodillederstiefeln hatten sie nicht zu bieten – solche Leute sind in einer anderen Welt zu Hause als die Peggots. Die Peggots wussten nicht, was sie glauben sollten. Sie hatten ja immer nur gehört, dass Romeo höchstpersönlich den Mond und alle Sterne an den Himmel gehängt hatte. Mariah war zu stolz gewesen, sich bei irgendjemand außer ihrer Schwester zu beklagen, und nicht mal June wusste, wie schlimm es wirklich gewesen war. Niemand hatte sie gefesselt gesehen. Zum Zeitpunkt der Verhandlung waren ihre Narben verheilt. Seine nicht. Vielleicht ist euch schon mal aufgefallen, dass man am liebsten den schönsten Leuten glaubt und am zweitliebsten den kaputttesten. Romeo war beides. Die Jury kam zu dem Schluss, dass Mariah ihn entstellt und sein Leben zerstört hatte, um andere Frauen abzuschrecken und ihn für sich allein zu haben.

Diese Geschichte habe ich im Lauf der Jahre nach und nach erfahren. Zweifel und Reue sind in ihr Aroma eingeflossen. Man fand es sehr bedeutsam, dass der Angriff mit einer tödlichen Waffe so kurz nach Mariahs achtzehntem Geburtstag stattgefunden hatte. Der wurde nicht gefeiert, darauf könnt ihr euch verlassen. Romeo war nicht gerade ein Romantiker, und Mariah ging es so schlecht, dass sie ihren Geburtstag wahrscheinlich selbst vergessen hatte. Aber trotzdem: Sie war volljährig. Hätte ihr Stolz früher Risse gekriegt, dann wäre Romeos Beziehung zu einer Minderjährigen stärker ins Gewicht gefallen. Und Mariah wäre vielleicht nach dem Jugendstrafrecht verurteilt

worden. Sie hätte ein bisschen im Jugendknast gesessen und danach ein ganz neues Leben geführt, als Maggots Mutter. Was anderes wollte sie ja sowieso nie sein.

Zu Beginn ihrer zwölfjährigen Haft wurde sie nach Marion gebracht, einem Sonderknast für die Gestörten. Was sie, wie man annehmen musste, ja auch war.

Als sie es am dringendsten gebraucht hätte, hat niemand diesem Mädchen auch nur ein einziges Wort geglaubt, aber heute gilt ihre Version der Geschichte als die reine Wahrheit. Tja, die Welt dreht sich weiter. In Nullkommanichts machten die Leute ein Riesen-theater um den kleinen Matty und sagten zu Mrs Peggot, was für ein hübsches Kerlchen er war und dass dieses gute Aussehen doch bestimmt seine Gründe hatte. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und jeder hat sein Kreuz zu tragen. Mrs Peggot bekam ihre Strafe für das, was sie zu Mariah gesagt hatte – das mit dem Bett, in dem man liegt. Und für das, was jetzt alle wussten: dass sie ihre eigene Tochter rausgeschmissen hatte. Mrs Peggot trug ihr Kreuz, wechselte Maggot die Windeln und zeigte ihm, wie man sich die Schuhe zubindet.

Schwer zu sagen, wie das alles in meine Geschichte passt. Romeo setzte sich in seinen Lieferwagen und verschwand irgendwohin, wo er und sein neues Gesicht erzählen konnten, was sie wollten. Sein unheimliches Lächeln habe ich nie gesehen, außer in meinen Alpträumen. Manchmal allerdings auch, wenn ich hellwach war, in meiner Vorstellung. Zum Beispiel wenn ich mich fragte, wie Stoner wohl so ein Halloweenkürbis-Grinsen stehen würde. Leg dich mit Schlangen ins Bett, und du willst nur noch zurückbeißen. Sag ich mal so.

Die Ferien waren vorbei, und ich wollte endlich raus aus dem Gefängnis. Am ersten Schultag mussten wir zur Hauptstraße laufen, um den Schulbus zu kriegen, weil der Regen unsere Straße unterspült hatte. Ehrlich gesagt sah es gar nicht so schlimm aus, aber die Busfahrerinnen waren meist ältere Damen, die kein Risiko eingehen wollten, und die Schule hatte kein Geld für eine neue Achse. Es war ja auch nicht weit, vielleicht eineinhalb Kilometer von da oben, wo wir wohnten. Wir waren neun, darunter die Zwillinge aus dem ersten Jahrgang und zwei traurige Highschool-Typen aus verschiedenen Familien, die in unseren Augen fürs Leben gezeichnet waren. Schulbuskinder. Ich war noch jung, aber ich wusste, wenn man sechzehn war und einen Nachmittagsjob in einem Fastfoodladen oder als Einpacker an der Supermarktkasse an Land zog, konnte man seinen eigenen Wagen haben. Wir standen da, eine kleine Bande, und sahen den Erwachsenen nach, die irgendwohin fuhren, ein paar Glückliche vielleicht sogar zur Arbeit. Maggot und ich grinsten wie verrückt und bemühten uns, einander nicht andauernd auf die Schulter zu schlagen wegen all dem Scheiß, den wir uns zu erzählen hatten. Oder, in meinem Fall, auch nicht. Stoners Worte trampelten in meinem Kopf herum.

Aber Schule war wie immer. Mathe so: *Hallo Kinder, willkommen zurück! Erinnert ihr euch noch an Mathe? Nein, Mr Groins, tun wir nicht.* Und in Geschichte gings in der fünften Klasse natürlich um den Staat Virginia, das heißt die verhungerten Siedler in Jamestown und was danach so alles kam. Maggot und ich waren sofort wieder in unserem Fahrwasser: In Englisch schnippten wir Gummibänder nach einer selbstmörderischen Wespe, die am Fenster herumsummte, in der Pause streiften wir durch die Cafeteria und suchten Mädchen, die unter Umständen bereit waren, ihre Pommes herzugeben. Was kaum einer wusste: Maggot war fast ein Jahr älter als ich, aber wegen dem üblen Kram, mit dem er sich als Kleinkind hatte rumschlagen müssen, hatte er eben ein bisschen länger gebraucht, um auf Kindergartengröße zu wachsen. So waren wir dann im selben Jahrgang gelandet. Schwein gehabt. In der Schule war Stoner tausend Kilometer weit weg. Wenn sein Plan war, mir das Leben zu Hause so schwer zu machen, dass ich keine einzige Unterrichtsstunde mehr verpassen wollte, funktionierte er prima.

Nach dem ersten Schultag wartete die vorbildliche Mom der Erstklässlerzwillinge mit ihrem Geländewagen an der Bushaltestelle, um die kleinen Fürze den Berg raufzugarren. Wir anderen mussten selbst klarkommen. Es war jetzt unvorstellbar, die totale Maggot-Kontaktsperre aufrechtzuerhalten. Wir wussten nicht mal genau, wo die Sperrzone begann. Vermutlich in Sichtweite unseres Hauses. Sicherheitshalber streiften wir noch ein paar Stunden durch die Gegend, bevor wir heimgingen. Ich streckte den Kopf durch die Tür und rief, aber es war niemand da. Also ging ich rein, nahm mir ein Snickers

aus dem Kühlschrank und verzog mich in mein Zimmer. Ende der Geschichte. Schön wärs.

Mom kommt von der Arbeit nach Hause und ruft, ich hätte hoffentlich einen schönen ersten Schultag gehabt, und ich rufe zurück: Ganz okay. Dann kommt Stoner. »Was für eine gottverdammte Scheiße! *Demon!* Komm her, *auf der Stelle.*«

Ich habe in der Küche Fußspuren hinterlassen, und Stoner flippt aus. Dabei ist es bloß ein bisschen Dreck. Ich bin ein *Kind*, und wir leben an einem Ort, der aus Dreck *besteht*. Also gut, ich ziehe die Schuhe aus, stelle sie vor die Tür und hole Eimer und Wischmopp. Ich habe schon schlechter geputzt. Mom hat, als sie noch getrunken hat, ganz schön oft die Kloschüssel umarmt. Vielleicht hab ich daher meinen empfindlichen Magen. Jetzt lehnt sie stumm an der Spüle und hält sich die Hand vor den Mund, damit nichts Unüberlegtes rauskommt. Stoner steht in der Tür, die Hände in die Hüften gestemmt wie der fiese Wärter in *Escape from Alcatraz*.

Ich fange an, den Boden zu wischen, und Stoner fragt mich, was das werden soll. Ich antworte, dass ich den Boden wische, und füge in Gedanken hinzu: *Siehst du doch, Schwachkopf.* Er sagt, er glaubt nicht, dass das was wird. Schatz, sagt er, meinst du, das wird was mit dem Mopp?

Mom sieht ihn an. Schüttelt den Kopf, nein.

Stoner findet das auch. Was er sich vorgestellt hat, ist, dass ich auf den Knien liege und mich mit einem Lappen über das verdammte Linoleum hermache. Mit einem Lappen, einem Eimer Wasser und Clorox, für den Fall, dass jemand vom Boden essen oder ein Scheißtattoo-studio eröffnen möchte.

Na gut, ich putzte also den Boden. Wohlgermerkt in einem Alter, in dem die meisten Mütter – auch meine eigene, soviel ich wusste – ihre Kinder nicht mit Bleichmittel hantieren lassen würden. Von den Dämpfen wurde mir ganz schwummrig. Als ich fertig war, wusch ich den Lappen in der Spüle aus. Mom stand noch immer da und hatte nichts zu sagen. Ich blickte zu Stoner und wollte das hier hinter mich bringen, bevor ich kotzen musste oder umkippte.

»Dein Junge behauptet, der Boden ist sauber. Ist das für dich sauber?«

Mom schaute überrascht.

»Oder will er wie üblich mit seinem halbgaren Scheiß davonkommen? Ich sehe nämlich noch immer die verdammten Fußabdrücke. Merkst du nicht, was dein Sohn für einen Dreck reinschleppt?«

Mom war irgendwie komisch. Ich meine, sie trug ihre normalen Arbeitsklamotten: Hose und Hemdbluse, flache Crocs, weil sie den ganzen Tag stehen musste, das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, weil das professioneller wirkte. Aber ihre Augen waren glasig, als hätte sie was genommen. Was nicht sein konnte, dachte ich. Wollte ich, dass sie eine Klinge rausholte und ihn in Streifen schnitt? Nein. Aber dass sie *irgendwas* tat. Dass sie aufwachte und merkte, dass Wut besser ist als Reue. Aber alles, was Mom je an Wut in sich gehabt hatte, war mit der Kotze und den Tränen aus ihr rausgelaufen. Schließlich sagte sie: »Ja, Demon, du putzt das besser noch mal.«

Totaler Quatsch. Da war nichts mehr, und Moms Augen waren völlig in Ordnung. Sie waren so ziemlich das Einzige in ihrem Kopf, was immer gut funktionierte. Egal, ich scheuerte den Boden noch mal, mit so viel Wut,

dass die beiden froh sein konnten, wenn danach noch was vom Linoleum übrig war. Ich spülte die Lappen aus und schleuderte sie in den ausgeleerten Eimer, als würde ich einen Ball aus dem Outfield Reinhämmern. Schob mich an Stoner vorbei durch die Tür. Er kriegte mich am Kragen des T-Shirts zu fassen und zerrte mich wieder rein.

Wo ich denn hinwollte, ich wäre doch längst noch nicht fertig. »Wollen wir uns mal den Wohnzimmerboden ansehen«, sagte er. »Da sind ja noch mehr Fußabdrücke.« Der Teppich war schon immer alt und hässlich gewesen, fleckig seit Anbeginn aller Zeiten. Mom und ich waren ja nicht die Ersten, die in dem Trailer wohnten. Stoner wollte wissen, was ich da sah, und ich sagte: einen beschissenen Teppich. »Genau«, sagte er. »Und der muss sauber sein. Wie soll man seine Gewichte auf einem Boden stemmen, der so aussieht?«

Ich hätte ein paar Vorschläge gehabt, behielt sie aber für mich. Mom holte eine Scheuerbürste und das Teppichspray, gab sie mir und verzog sich in die Küche. Stoner stand da und sah zu, während ich mit den Clorox-Lappen an den Flecken rieb, sie mit Teppichreiniger einsprühte und dabei mächtig eins in die Birne kriegte. Maggot und ich hatten das zu ebendiesem Zweck mal ausprobiert und waren jetzt klüger. Es gibt besseres und schlechteres Zeug, um sich die Rübe vollzuknallen, und Teppichspray ist ein Schnellzug nach Kotzville. Besonders wenn auch noch Bleiche im Spiel ist.

Das Einzige, woran ich denken kann, ist, dass ich gleich reihern muss, und dann wird Stoner mich das und die Flecken davon wegputzen lassen, und ich werde auf den Knien rumrutschen und Teppichspray atmen, bis einer einen umbringt. Es kann nicht mehr lange dauern, der

Rotz läuft mir aus der Nase, und ich habe dieses kranke Geklingel im Ohr, die Erkennungsmelodie von *X-Men*. Immer wieder dieselbe Schleife, ein Soundtrack, während ich mit der Bürste Wutlöcher in den Scheißsteppich schrubbe. *Da-na-na-na-na NA na na! Da-na-na-na-na NA na na!* Ich höre die Töne in meinem Kopf so laut, dass ich wirklich nicht weiß, ob sie aus meinem Mund kommen oder nicht, aber es muss wohl so sein, denn Stoner brüllt mich an, dass ich damit aufhören soll, und ich brülle zurück, *Da-na-na-na-na NA na na!*, weil ich zu diesem Zeitpunkt ziemlich gründlich durchgeknallt bin.

Von da an weiß ich nur noch, dass ich Sachen rum-schmeiße und er mich von hinten festhält. Er drückt mir die Hand auf den Mund, sodass ich keine Luft kriege. Mir bleibt nichts anderes übrig als reinzubeißen. Herrgott, wie sich das anfühlt, als ich Blut schmecke! Als wäre ich Satan, als wäre mein ganzes Leben nur die Vorbereitung auf diesen Moment gewesen.

Ich landete in meinem Zimmer, mit einer aufgeplatzten Lippe. Sonst war hoffentlich nichts kaputt, obwohl es sich anfühlte, als wäre das nicht ausgeschlossen. Ich saß auf dem Bett und hörte es rumpeln und scheppern, weil Stoner tausend Kilo seiner bescheuerten Hanteln vor meiner Zimmertür auftürmte, um eine Flucht von Alcatraz zu verhindern. Ich schmeckte Blut, seins und meins. Mir schoss durch den Kopf, dass ich hoffentlich keine Hepatitis kriegen würde, auch wenn Mom schwor, dass Stoner clean war und keine Drogen nahm, sondern nur viel Bier trank, wegen seinem Job. Nachdem er mich eingesperrt hatte, hörte ich Geschrei, hauptsächlich seins, dann ein bisschen von ihr, dann wieder seins, dann Stille.

Vielleicht waren sie weggegangen. Vielleicht hatten sie sich hingesetzt und was gegessen, bevor *Home Improvement* anfang. Mir war es so was von egal.

Ich kuschelte mich an mein Kissen und weinte, fand das aber extrascheiße, und schließlich stand ich auf und kotzte. In den Papierkorb, denn ins Badezimmer konnte ich ja nicht. Ich kotzte das Snickers und die Pommes aus, die ich den netten Weight-Watchers-Mädchen in der Schule abgeschwatzt hatte, und das war schade, denn die Aussichten auf Abendessen waren trübe.

Ich überlegte, ob ich einfach abhauen sollte. Durchs Fenster zu klettern würde nicht leicht sein, weil es sich nur einen Spaltbreit öffnen ließ, aber ich konnte natürlich die Scheibe einschlagen. Dahinter ging es ein Stück runter, weil unser Trailer auf einem Hügel stand, doch das würde ich wohl mit einem Minimum an Knochenbrüchen hinkriegen. Aber dann? Der einzige Ort, wo ich hinkonnte, war das Haus nebenan, und das war logischerweise nicht weit genug. Wohin sonst? Ich dachte an Tante June. Die Frau nahm bekanntlich heimatlose Kinder auf. Es tat mir leid, dass ich Emmy nie angerufen hatte – Mom erlaubte keine Ferngespräche. Emmy hatte mich inzwischen bestimmt abgeschrieben. Ich dachte trotzdem an sie in ihrem Schloss des Verderbens, und jetzt, in meinem Gefängnis, tat es mir noch mehr leid. Nach Knoxville zu trampen, ohne von der Polizei aufgegebelt zu werden, war keine Kleinigkeit, und selbst wenn ichs schaffte, hatte ich keine Adresse. Schloss des Verderbens, zweiter Stock. Ich hirnloser Volltrottel! Ich wusste doch praktisch von Geburt an, dass auf meine Mom kein Verlass war. Und hatte trotzdem keinen Plan B.

Am nächsten Tag musste ich zu Hause bleiben, obwohl ich Mom zu Stoner sagen hörte, dass die Schule jemand vorbeischicken würde, wenn ich mich nicht bald wieder dort blicken ließ. Er sagte, wenn sie von Kindererziehung so viel Ahnung hätte, wieso führte ihr Sohn sich dann auf wie ein tollwütiger Hund? Bevor sie zur Arbeit ging, erklärte sie ihm, dass ich aufs Klo gehen und was essen musste. Dann ließ sie mich in seiner Gewalt zurück. Nie hatten sich zwei Menschen weniger zu sagen.

Schließlich durfte ich wieder in die Schule, hatte aber den Rest der Zeit Hausarrest. Es war echt verrückt. Ich sagte Maggot, dass ich vielleicht abhauen würde, aber er riet mir ab. Er sagte, ich hätte Nerven aus Stahl, und Stoner würde am Ende vernichtet werden. Ich weiß nicht, wie lange das so ging – drei, vier Tage, und dann noch ein sterbenslangweiliges Wochenende. Abends hörte ich, was Stoner und Mom sich an den Kopf warfen, und das gefiel mir nicht. Kein bisschen. Den Peggots wahrscheinlich auch nicht, immerhin ließen sie die Fenster um diese Jahreszeit gern offen. Ich versuchte, das Geschrei auszublenden, indem ich zeichnete und mir irgendwelche genialen Methoden ausdachte, den Stone-Schurken fertigzumachen. Augäpfel und Tunnelringe flogen durch die Luft, mit Speedlines und kleinen wolkigen Blasen: Plopp! Plopp! Oder ich schlug stundenlang mit dem Baseballschläger an die Wand: Wumms, wumms. Damit die beiden endlich still waren oder aber vollends durchdrehten, sofern das noch eine Option war.

Dann, eines Tages, fliegt spätabends die Tür auf, und Stoner steht da. Ich sitze in T-Shirt und Unterhose auf dem Bett, esse eine Tüte Cheetos – wieso auch nicht, wenns sonst nichts gibt – und lese einen *Avengers-*

Comic, den ich schon ungefähr neuntausendmal gelesen habe.

»Deine Mutter will dich sehen«, sagt er.

Ich denke: Interessant – wo ist der Haken? Ich habe nicht vor aufzustehen, aber er geht nicht weg. Ich wusste gar nicht, dass er überhaupt da ist. In letzter Zeit ist er abends oft unterwegs, entweder um zu äußerst seltsamen Zeiten zu arbeiten oder (wahrscheinlicher) um sich zu besaufen, denn wer will schon Bier geliefert kriegen, kurz bevor die Zapfhähne hochgedreht werden? Er muss gekommen sein, ohne dass ich den Pick-up oder die Harley gehört habe. Offenbar. Ich frage ihn, was Mom denn will, und er sagt, sie will mir zeigen, wie sehr sie mich liebt. Das ist so schräg, dass ich sehr nervös werde. Ich rufe nach ihr. Keine Antwort.

»Mom!«, schreie ich lauter und renne ins Wohnzimmer. Niemand da. »MOM!« Inzwischen denke ich: Verdammte, sie ist weg! Sie hat den Scheißkerl geheiratet und lässt mich mit ihm allein. In der Küche liegt alles mögliche Zeug rum, in der Spüle stapelt sich Geschirr. Auf dem Tisch eine Flasche Gin. O Scheiße. Oberscheiße. Die Flasche ist leer. Für mich kein neuer Anblick. Stoner macht ein Gesicht, für das ich ihn am liebsten umbringen würde.

Sie ist im Schlafzimmer. Liegt komplett angezogen, noch mit Schuhen, bewusstlos da, auf dem Rücken und nicht tot, denn das ist das Erste, was ich überprüfe. Sie atmet, ist also noch nicht an Erbrochenem erstickt. Auf dem Ding neben dem Bett stehen Pillenfläschchen, also schraube ich die kindersicheren Verschlüsse auf, einen nach dem anderen. Ich weiß nicht, was für Tabletten es sind – Xanax und irgendwelcher anderer Mist, den sie

definitiv nicht haben sollte –, aber die Fläschchen sind nicht leer, Gott sei Dank. Sie hat nicht alle geschluckt, also war sie bloß auf ein Cadillac-High aus und nicht auf den ganz großen Abgang. Aber das könnte ihr weiß Gott noch blühen, denn Mom ist nicht die umsichtigste FahrerIn.

»Ruf den Rettungswagen«, sage ich zu Stoner, und der verdammte Idiot fragt, warum.

»Ruf den Rettungswagen!«, schreie ich ihn an. »*Herrgott*, du bescheuertes Arschloch! Sie hat wahrscheinlich eine Überdosis.«

Ich denke nicht mal daran, was mir »bescheuertes Arschloch« in Stoners Umerziehungsprogramm einbringen wird. Ich weiß es schon. Das Leben, wie wir es kennen, ist vorbei.

Ich war schließlich derjenige, der zum Hörer griff und den Notruf wählte, während Stoner versuchte, mich davon abzuhalten, und wir machten dabei so einen Krach, dass Mr Peg an die Hintertür klopfte. Stoner sagte, das würde ich noch bereuen. Ich habe mich oft gefragt: Wäre Mom wirklich gestorben? Oder hätte sie nach alter Gewohnheit alles wieder ausgekotzt und weitergelebt, um noch mehr Seagram's-und-Pillen-Fiestas zu feiern? Hätte ich Stoner aussitzen können? Damals dachte ich, mein Leben könnte nicht beschissener werden. Mein Rat: Denkt so was nie.

Ich saß vorn beim Fahrer und versuchte, mir die Schuhe zuzubinden. Ich hatte es geschafft, meine Jeans anzuziehen, bevor der Rettungswagen da war, musste aber mit den Schuhen in der Hand aus dem Haus rennen. So schnell ging alles. Der Pick-up der Peggots folgte uns. Stoner durfte hinten bei Mom sein, denn inzwischen war er nur noch so: *Ja, Sir, ich bin der Ehemann*, und gab so viel Scheiße von sich, dass mir ganz schlecht wurde. Und zwar von dem Augenblick an, in dem die Sanitäter auftauchten und fragten, wer angerufen hätte. Natürlich Stoner. (Moment mal – *was?*) Name und Geburtsdatum der Patientin wurden notiert, auch die Pillenfläschchen, die Stoner noch schnell eingesteckt hatte und jetzt aus

der Tasche zog. Er bestätigte, dass die darauf vermerkten Namen die von Moms Kolleginnen waren, und sagte, die würden von ihm was zu hören kriegen. Die ganze Zeit total höflich, so: *Ach du liebe Zeit* und *Wie kann man nur?*, als wäre er ein verdammter Sonntagsschullehrer. Es war der längste Text ohne »Arschloch« oder »Wichser«, den ich je aus seinem Mund gehört hatte. War das ein neuer Stoner, der sich, aufgerüttelt durch eine Notsituation, zu seiner Aufgabe als Mann bekannte? Wohl kaum.

Wir rasten mit heulender Sirene die Long Knob Road entlang, vorbei an all den kleinen Siedlungen, wo die Leute in ihren Betten lagen. In Pennington Gap überfuhren wir die Rotlichter, und dann waren wir am Krankenhaus, wo alle wild durcheinanderrannten. Weil ich noch ein Kind war, durfte ich nicht in den Behandlungsraum oder das Zimmer, in das sie Mom danach brachten. Die Peggots und ich saßen eine Ewigkeit im Wartebereich. Wir hatten Hunger, und Mrs Peggot holte was aus den Automaten und einen Kaffee für Mr Peg. Jeder bekam vier Tütchen Kekse, und als wir die gegessen hatten, streckte Maggot sich auf den Plastikstühlen aus und pennte ein. Mrs Peggot sagte, wir sollten nach Hause fahren, schließlich hätten wir morgen wieder Schule. In diesem Augenblick tauchte die Frau vom Jugendamt auf und sagte, sie müsste mit mir sprechen.

Ich hatte sie noch nie gesehen, und ihren Namen vergaß ich sofort wieder. Sie trug ein Jackett und einen Rock in unterschiedlichen Grüntönen und sah aus, als bräuchte sie hundert Jahre Schlaf, um über das hinwegzukommen, was sie fertigmachte. Riesige Tränensäcke, als könnte man unter ihren Augen Kleingeld verstauen. Wir fragten sie nach Miss Trudy, die vor Jahren mal meine Sachbe-

arbeiterin gewesen war, aber sie sagte, Miss Trudy wäre nicht mehr beim Jugendamt. Ich würde am Morgen eine neue Sachbearbeiterin zugeteilt bekommen, vielleicht sie selbst, vielleicht jemand anders. Sie hatte gerade Bereitschaftsdienst, was vielleicht die Tränensäcke erklärte. Die Peggots sollten ruhig nach Hause fahren, sie würde mich schon da hinbringen, wo ich hingehörte. Ich dachte: Wie bitte? Wer zum Teufel war sie denn, dass sie meinte, sie wüsste, wo ich hingehörte? Ich sagte also nein danke, dass ich lieber zu den Peggots gehen würde wie sonst auch, wenn Mom auf Entzug war. Der Blick, mit dem sie mich bedachte, sagte: *Tut mir leid, Kleiner, aber das läuft bei mir nicht.*

Mrs Peggot schob mir noch mehr Kekse in die Tasche, außerdem ein bisschen Geld und ein paar Münzen zum Telefonieren, denn damals gabs noch Telefonzellen. Sie meinte, ich sollte anrufen, sobald sie mich abholen könnten. Dann gings in ein kleines Zimmer, wo wir uns unterhielten: Baggy Eyes versus The Demon. Sie fing mit den üblichen Fragen an und schoss sich dann auf die Peggots ein. Hatte ich bei ihnen zu Hause mal irgendwas erlebt, das mir unangenehm gewesen war? Ich war verwirrt und dachte, sie meinte was, das *ich* angestellt hatte, wie die Sache mit dem Fernseher oder irgendwelchen Kleinscheiß klauen, den wir in der Schule gegen anderen Kleinscheiß tauschten. Wir redeten lange um den Brei herum, bis ich schließlich kapierte, worauf sie rauswollte: Waren mir Maggot oder Mr oder Mrs Peggot jemals an die Wäsche gegangen? Das musste sie von Stoner haben. Ich sagte, nein, nichts davon ist je passiert, und der Täter, über den wir sprechen müssen, ist Stoner.

Sie sagte, okay, dann wollen wir das mal tun, also legte

ich los. Es war drei Uhr morgens, ich hatte den ganzen Tag nichts als Kekse und Cheetos gegessen, ich war zu müde, um höflich zu sein, und so wütend auf Stoner, dass ein Flussufer voller Steine zum Schmeißen nicht gereicht hätte. Wie ich unsere Beziehung beschreiben würde, wollte sie wissen. Ich fragte sie, wie sie es denn nennen würde, wenn da zwei Typen wären, und der eine hätte eine Flinte und würde sie dem anderen vor die Nase halten? Und wenn sie Stoner kennen würde, wäre sie bestimmt lieber die mit dem Finger am Abzug. Ich ging sogar so weit zu sagen, wenn es nach mir ginge, würde ich den Mann nicht gleich erledigen, sondern ihm erst in die Kniescheiben und Ellbogen schießen, um ihn um Gnade winseln zu hören. Sie notierte das alles auf ihrem Klemmbrett.

Sie hatte noch mehr Fragen zu meinem Stiefvater, wie sie ihn nannte, woraus man schließen kann, dass sie die Situation nicht ganz erfasste. Fragen nach meiner aufgeplatzten Lippe, die ich über die neuen Andenken an unseren Kampf ums Telefon schon vergessen hatte. Ich spürte, dass mein linkes Auge zuschwoll, und meine rechte Seite tat so weh, dass ich mir wünschte, ich müsste nicht so viel atmen. Baggy Eyes fragte mich, ob ich wohl mein Hemd ausziehen würde, damit sie einen Blick darauf werfen konnte. Ich kam mir vor wie ein Baby. Sie holte eine Kamera aus der Tasche und machte ein paar Fotos. Und dann fragte sie, ob unterhalb der Gürtellinie alles in Ordnung wäre. Ich sagte, auf gar keinen Fall würde ich die Hose ausziehen – ich wäre lieber gestorben. Einen Kampf zu verlieren ist schlimm genug, auch ohne dass irgendwer das alles noch aufschreibt.